

DER FELS

Papst Benedikt XVI.:

Das Evangelium des Friedens verkünden! 3

Prof. Dr. Marius Reiser

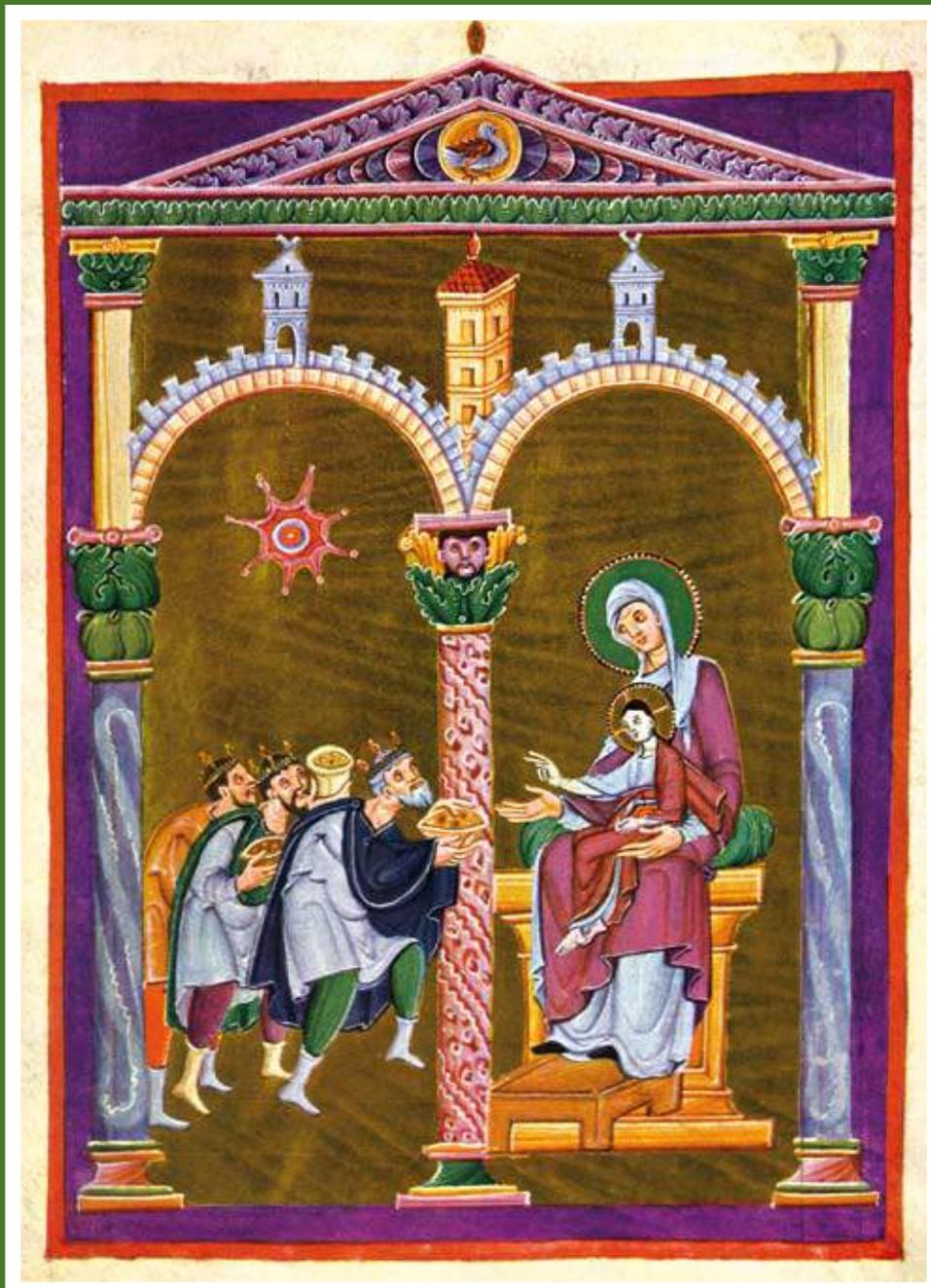
Die Neugestaltung von Ehe und Familie im frühen Christentum 10

Jürgen Liminski:

Das Gedächtnis braucht Stabilität 18

Katholisches Wort in die Zeit

51. Jahr Januar 2020



INHALT

Papst Benedikt XVI.: Das Evangelium des Friedens verkünden!	3
Ursula Zöller: Der Kirche gehört unsere Liebe	5
Pastoralreferent Alfons Zimmer: Könige huldigen ihm	6
Diakon Raymund Fobes: Glaubensnahe und kindgerechte Kommunionvorbereitung	7
Rektor Pfr. Georg Alois Oblinger: Weihrauch – nicht nur gut für die Seele	8
Prof. Dr. Marius Reiser Die Neugestaltung von Ehe und Familie im frühen Christentum	10
Ursula Zöller: Reformer und Wegbereiter in der Kirche: André Frossard	17
Jürgen Liminski: Das Gedächtnis braucht Stabilität	18
Markus A. Maier, Prof. für Psychologie: Freiheit, Toleranz und Liebe nur durch Jesus Christus Teil I	22
Auf dem Prüfstand	28
Bücher	30
Veranstaltungen	31

Impressum „Der Fels“ Januar 2020 Seite 31
Redaktionsschluss ist jew. der 5. des Vormonats

Titelbild: Anbetung der Könige
Miniaturen d. frühen Mittelalters, Iris Verlag, 1952;
Abb. XI; S. 30

Fotonachweise und Quellenachweise S. 29

Liebe Leser,

in einem Interview antwortete Kardinal Sarah auf die Frage „Wie würden Sie die geistige Lage des Westens charakterisieren?“ mit den Worten: Es ist „eine Art Depression, eine Ermattung, ein geistiger Überdruß, ein gewisses Schwinden der inneren Lebensfreude, eine Entmutigung und eine Erschlaffung der Seele“... Die Menschen „finden sich mit Mittelmäßigkeit ab, geben ihre großen Lebenssehnsüchte auf“.

Zu den „weitreichenden Folgen“ fehlender Hingabe, sieht Erzbischof Sarah „die mangelnde Hoffnung und das schwache Vertrauen zu anderen Menschen und zu sich selber“. Das „einzige Heilmittel ist und bleibt“, so Sarah, „die Rückkehr zum Gebet“. Das Heil besteht nicht in „Hauruckreden“. Denn Gott allein kann uns neue Hoffnung und Kraft zurückgeben.

Jeder von uns ist eine Idee Gottes mit einer Berufung. Sie zu erkennen bleibt eine Lebensaufgabe. Können wir den Lebensweg zu Gott finden und gehen? Kardinal Ratzinger hat einmal auf die Frage „Wie viele Wege gibt es zu Gott?“ geantwortet: „So viele als es Menschen gibt“. Gott gibt uns Angebote, das sind die Talente, und er gibt Gnaden sie umzusetzen. Der Rest liegt an uns.

Wir sind im Westen jahrzehntelang unsere eigenen Wege gegangen – weg von Gott. Das Resultat liegt ausgebreitet vor uns: Isolierung, die in Extremfällen zum Suizid führt, weil sich die Familie auflöst, die Halt geben könnte. Wir sehen, wie sich die Schere zwischen Arm und Reich öffnet. Die Zahl der Obdachlosen, die aus dem Erwerbsleben und aus der Gesellschaft herauskatalogiert werden, nimmt zu. Andererseits können Arbeits- und Lehrstellen nicht besetzt werden, weil uns seit Jahrzehnten Kinder fehlen. Wir blenden die Realität durch Vorhänge aus, die immer

durchsichtiger werden. Als Ablenkungsmanöver praktizieren wir die Flucht in den Aktivismus. Wir können das heute in der Umwelthysterie beobachten.

Diesen Aktivismus können wir sogar in der Kirche beobachten: Der „Synodale Weg“, den die Verantwortlichen der Kirche in Deutschland in ihrem Fahrplan beschlossen haben, klammert die eigentlichen Probleme, nämlich Glaubensvertiefung und notwendige Neuevangelisierung aus.

Kurienerzbischof Georg Gänswein spricht von einer „wahrhaft endzeitlichen Krise, in der sich die katholische Kirche inzwischen seit langem befindet“. Mit ihr befindet sich, wie bei kommunizierenden Röhren, die Gesellschaft in der Krise, denn die Kirche hat die Aufgabe, die hoffnungsgebende Frohbotschaft zu verkünden. Dieser Aufgabe ist sie, durch Anpassung an den Zeitgeist, nicht mehr im notwendigen Umfang nachgekommen. Der Erneuerung der Gesellschaft muss die Erneuerung der Kirche vorausgehen.

Die Kirche sind wir. Also sind wir alle gefordert umzudenken. Die Kirche gibt uns in den Sakramenten ihre Hilfen. Wenn wir die verblassten Lebenssehnsüchte revitalisieren wollen, genügen für das neue Jahr 2020 nicht ein paar gute Vorsätze, die unser leibliches Leben betreffen, da müssen wir schon den Geist erneuern!

Mit den besten Wünschen
für das Jahr 2020



Ihr Hubert Gindert
und das Redaktionsteam

Das Evangelium des Friedens verkünden!

In der heutigen Liturgie bleibt unser Blick dem großen Geheimnis der Menschwerdung des Sohnes Gottes zugewandt, während wir die Mutterschaft der Jungfrau Maria betrachten und diese besonders hervorheben. Im Textabschnitt des Apostels Paulus, den wir soeben gehört haben (vgl. Gal 4,4), erwähnt dieser sehr diskret die Frau, durch die der Sohn Gottes in die Welt kommt: Maria von Nazaret, die Mutter Gottes, die Theotòkos. Am Beginn des neuen Jahres sind wir gleichsam eingeladen, in ihre Schule zu gehen, in die Schule der treuen Jüngerin des Herrn, um von ihr zu lernen, im Glauben und im Gebet das Heil anzunehmen, das Gott denen schenken will, die auf seine barmherzige Liebe vertrauen.

Das Heil ist ein Geschenk Gottes; in der ersten Lesung ist es uns als Segen begegnet: »Der Herr segne dich und behüte dich ... Der Herr wende sein Angesicht dir zu und schenke dir Heil« (Num 6,24.26). Es handelt sich hier um den Segen, den die Priester gewöhnlich am Ende der großen liturgischen Feste, besonders am Neujahrsfest, für das Volk erbaten. Wir haben hier einen bedeutungsvollen Text vor uns, der an jedem Versanfang den Namen des Herrn wiederholt und auf diese Weise rhythmisch gegliedert wird. Es ist ein Text, der sich nicht auf eine einfache, grundsätzlich gemeinte Aussage beschränkt, sondern der das, was er sagt, Wirklichkeit werden lassen will. Wie wir wissen, bringt nämlich nach semitischer Denkweise der Segen des

Herrn aus eigener Kraft Wohlergehen und Heil hervor, so wie der Fluch Unglück und Verderben bringt. Die Segenswirkung nimmt dann durch Gott konkrete Formen an, indem er uns behütet (V. 24), uns gnädig ist (V. 25) und uns Frieden schenkt, also mit anderen Worten, indem er uns Glück im Überfluss bietet.



Friede ist die tiefste Sehnsucht des menschlichen Herzens. Das galt für die Zeit Jesu wie für heute. In einer Welt der offenen Kriege zwischen Nationen, der Bürger- und Stellvertreterkriege, gilt das ebenso wie für Auseinandersetzungen in der Gesellschaft und in der Familie. Kriege, welche die Rechte und Würde der Menschen niederhalten, werden heute auch mit neuen digitalen Waffen und mit Diskriminierung, Lüge und Halbwahrheiten geführt. Was den Hirten angekündigt wurde: „Euch ist der Retter geboren“ und sie im Stall von Bethlehem vorfanden, ist das, was die Menschen ebenso brauchen wie vor 2000 Jahren. Diese Rettung kann geschehen, wenn Jesu Worte aufgegriffen werden und Vergebung geschieht.

Wenn die Liturgie uns diesen aus alter Zeit stammenden Segen zu Beginn des neuen Kalenderjahres wieder hören lässt, so ist es, als ob sie uns Mut machen wolle, unsererseits den Segen des Herrn für das neue Jahr, das seine ersten Schritte tut, zu erbitten, damit es für uns alle ein Jahr des Wohlergehens und des Friedens sein möge. ...

Durch die Wahl des Themas »In der Wahrheit liegt der Friede« für die Botschaft zum heutigen Weltfriedenstag habe ich die Überzeugung zum Ausdruck bringen wollen, »dass der Mensch, wo und wann immer er sich vom Glanz der Wahrheit erleuchten lässt, fast selbstverständlich den Weg des Friedens einschlägt«. Wie sollte man im soeben verkündeten Abschnitt des Evangeliums, in dem wir die Szene der Hirten betrachtet haben, die auf dem Weg nach Betlehem sind, um das Kind anzubeten (vgl. Lk 2,16), nicht eine anschauliche und passende Umsetzung dieser Worte erkennen? Sind jene Hirten, die der Evangelist Lukas in ihrer Armut und Schlichtheit als dem Befehl des Engels gehorsam und fügsam gegenüber dem Willen Gottes beschreibt, nicht das uns am leichtesten zugängliche Bild des Menschen, der sich von der Wahrheit erleuchten lässt und so fähig wird, eine Welt des Friedens aufzubauen?

Der Friede! Diese große Sehnsucht in den Herzen aller Männer und Frauen wird nach und nach, Tag für Tag mit dem Beitrag aller Menschen errichtet. Sie können dabei aus dem wunderbaren Erbe schöpfen, das uns das Zweite Vatikani-

Zur Achtung der menschlichen Person gehört auch die Achtung der Rechte, die sich aus ihrer Würde als Geschöpf ergeben. Diese Rechte leiten sich nicht von der Gesellschaft ab und sind von ihr anzuerkennen. Sie bilden die Grundlage für die sittliche Berechtigung jeder Autorität. Eine Gesellschaft, die diese Rechte mit Füßen tritt oder sich weigert, sie in ihrer positiven Gesetzgebung anzuerkennen, untergräbt ihre eigene sittliche Rechtmäßigkeit. Wenn eine Autorität die Person nicht achtet, kann sie sich nur auf Macht oder Gewalt stützen, um ihre Untergebenen zum Gehorsam zu bringen. Die Kirche muss den Menschen guten Willens an diese Rechte erinnern und diese von missbräuchlichen oder falschen Forderungen unterscheiden (KKK 1930)

sche Konzil mit der Pastoralconstitution *Gaudium et spes* hinterlassen hat, in der es unter anderem heißt, die Menschheit könne »ihre Aufgabe, die Welt für alle überall wirklich menschlicher zu gestalten, nur erfüllen, wenn alle sich in einer inneren Erneuerung dem wahren Frieden zuwenden«. Der geschichtliche Zeitpunkt, an dem die Konstitution *Gaudium et spes* verkündet wurde, am 7.

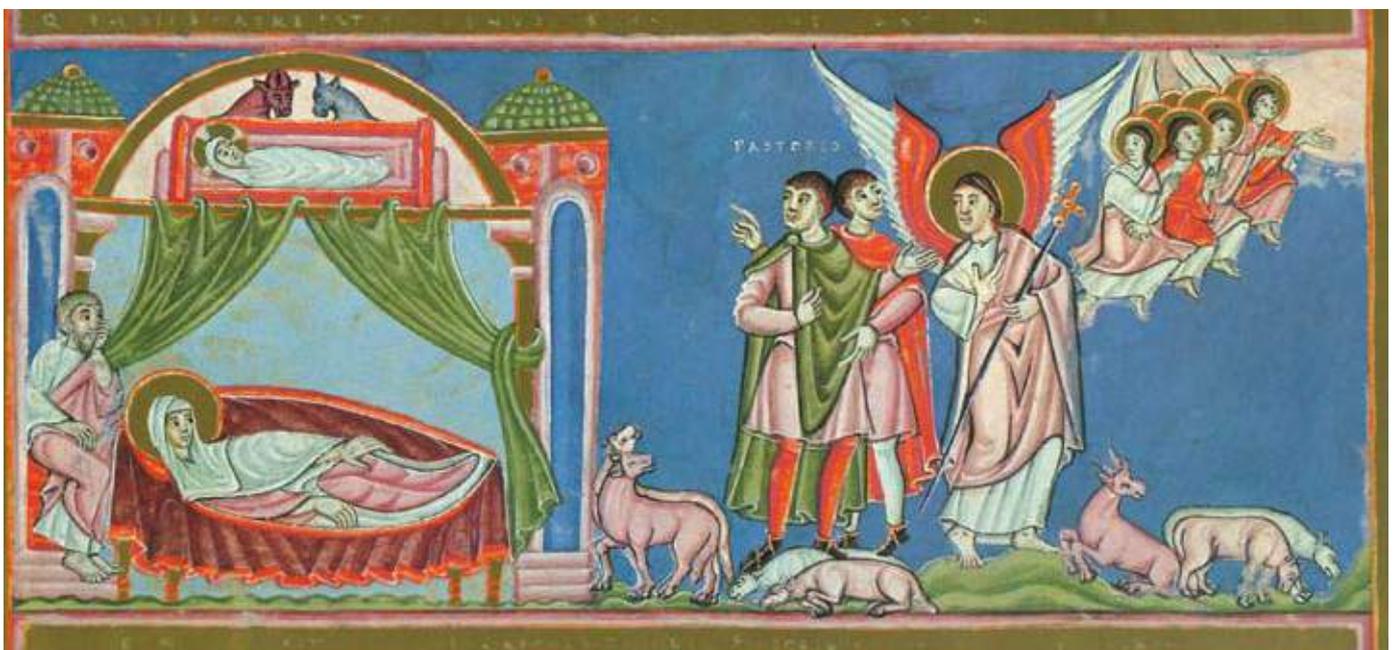
Dezember 1965, unterschied sich von dem unsrigen nicht sehr; damals wie leider auch in unseren Tagen zeichneten sich Spannungen verschiedener Art am Welthorizont ab. Angesichts des Andauerns von Ungerechtigkeit und Gewalt, die nach wie vor verschiedene Teile der Erde bedrücken, und der neuen und heimtückischeren Bedrohungen für den Frieden – Terrorismus, Nihilismus und fanatischer Fundamentalismus – wird es nötiger denn je, gemeinsam für den Frieden zu arbeiten!

Ein »Aufflackern« des Mutes und des Vertrauens auf Gott und den Menschen ist notwendig, um den Weg des Friedens zu wählen. Und das gilt für alle: für einzelne Menschen und ganze Völker, für internationale Organisationen und Weltmächte. In der Botschaft für den heutigen Tag habe ich insbesondere die Vereinten Nationen aufrufen wollen, sich in einer Welt, die immer mehr vom weitläufigen Phänomen der Globalisierung geprägt ist, erneut ihre Verantwortung in Bezug auf die Förderung der Werte der Gerechtigkeit, der Solidarität und des Friedens ins Bewusstsein zu rufen. Wenn der Friede der Wunsch jedes Menschen guten Willens ist, so ist er für die Jünger Christi ein beständiger Auftrag, der allen gilt; er ist eine anspruchsvolle Sendung, die sie veranlasst, »das Evangelium des Friedens« zu verkünden und von ihm Zeugnis abzulegen, indem sie

bekräftigen, dass die Anerkennung der vollen Wahrheit Gottes eine unverzichtbare Voraussetzung für die Konsolidierung der Wahrheit des Friedens ist. Möge dieses Bewusstsein immer stärker anwachsen, so dass jede christliche Gemeinschaft zum »Sauerteig« einer in der Liebe erneuerten Menschheit werde.

»Maria aber bewahrte alles, was geschehen war, in ihrem Herzen und dachte darüber nach« (Lk 2,19). Der erste Tag des Jahres ist unter das Zeichen einer Frau gestellt: Maria. Der Evangelist Lukas beschreibt sie als die stille Jungfrau, die ohne Unterlass dem ewigen Wort lauscht, das im Wort Gottes lebt. Maria bewahrt in ihrem Herzen die Worte, die von Gott kommen, und indem sie sie wie ein Mosaik zusammensetzt, lernt sie, sie zu verstehen. In ihrer Schule wollen auch wir lernen, aufmerksame und fügsame Jünger des Herrn zu werden. Mit ihrer mütterlichen Hilfe wollen wir uns bemühen, eifrig auf dem »Bauplatz« des Friedens zu arbeiten, in der Nachfolge Christi, des Friedensfürsten. Indem wir dem Beispiel der allerseeligsten Jungfrau folgen, wollen wir uns immer und allein von Jesus Christus leiten lassen, der derselbe ist gestern, heute und in Ewigkeit! (vgl. Hebr 13,8). **Amen!**

© Copyright 2006 –
 Libreria Editrice Vaticana,
 Predigt vom 1. Januar 2006



Der Kirche gehört unsere Liebe

Ganz am Anfang eines neuen Jahres ist es Zeit, eine alte Liebe wieder zu entdecken. Jene Liebe, die im Alltag unseres Lebens, über den Nachrichten, die von überall her so oft mit schrecklicher Wucht auf uns einströmen, schnell vergessen wird. Es ist eine Liebe, die an Weihnachten wieder leichter den Weg in unsere Herzen findet, die Gottesliebe, welche die Liebe zu seiner Kirche einschließt.

André Frossard, der Atheist, der von einer Sekunde auf die andere katholisch wurde, weil Gott sich ihm in mildem und zugleich unwiderstehlichem Licht offenbarte, meint, dass gerade die erhabene Schönheit des Christentums einer der Hauptgründe für das Unverständnis und die Feindseligkeit der Welt sei. Die „Gewöhnung an das Göttliche“ mache uns oft unempfindlich für den Strom von Gnaden und Erleuchtungen, der uns durch die Kirche zufließt und den wir so leicht versickern lassen, zum Beispiel die Sakramente, die den Christen vom Anfang bis zum Ende seines Lebens begleiten. Gott, sagt er, vertraut die Seelen der Kirche an. Schon deshalb ist sie so liebenswert.

Es gibt unendlich viele Gründe, sie zu lieben. Martine Liminski, Autorin und Mutter von zehn Kindern, dankt ihr für „das Geschenk, immer Kind sein zu dürfen. Für die Schönheit ihres Kleides, der Liturgie. Für die Zärtlichkeit und den Trost in der Beichte. Für die Begleitung in schweren Stunden, für die Stärkung auf wichtigen Stationen, für den Weitblick auf dem Weg durch die Jahrtausende ... für das Zuhause der Liebe.“

Jahrtausende ist Mutter Kirche alt und immer jung geblieben und immer noch führt sie uns zu unserem endgültigen Ziel, wenn wir Christus folgen, den sie verkündet. Denn so sagt es Clemens von Alexandrien in der Frühzeit des Christentums: „Die Fußspur Christi ist der Weg zum Himmel.“

Im letzten Jahrhundert singt Gertrud von Le Fort ihr Hymnen, die heute fast vergessen sind: „Du kennst Ewigkeit und Deine Seele erschrickt nicht. Du gebietest Gewissheit und deine Lippen werden nicht stumm: Wahrlich, es müssen Wolken von Engeln über dir lagern ...“

Manchmal hat man heute den Eindruck, dass die Lippen vieler Verkündiger stumm geworden sind, dass sie weniger die Ewigkeit als den Alltag verkünden und die Seelen der Gläubigen mehr vor dem Klima auf Erden denn vor der Allmacht Gottes erschrecken. Die Engel aber sitzen in Scharen auf den Gräbern der Toten.



*Thomas Morus (1478 -1535):
Man muss Gott mehr gehorchen als den Mächtigen dieser Welt. Heinrich VIII. konnte den Lordkanzler Thomas Morus weder für die Auflösung der gültig geschlossenen Ehe gewinnen, noch für die Loslösung der katholischen Kirche Englands vom Papst, noch für den Dienst, der dem König als Oberhaupt der Kirche Englands gelten sollte. Göttliches Recht kann durch keine Macht der Welt außer Kraft gesetzt werden. Dafür legen die Märtyrer Zeugnis ab.*

Und es ist zu laut geworden um uns herum. Die Trommeln der Protestierer für die Rettung der Welt vertreiben die Stille. Aber in ihr – so schreibt Romano Guardini – geschehen „die großen Dinge ... im verborgenen Opfern und Überwinden: wenn das Herz durch die Liebe berührt“ wird. Dann geht es auch nicht mehr um Macht oder Gleichberechtigung, sondern um das Glück des anderen. Es geht um etwas Ungeschuldetes, Unbezahlabares, um Gott. Von Mutter Teresa wird berichtet, ein Journalist habe ihr gesagt, nicht für ein Tageshonorar von tausend Dollar würde er ihre Arbeit machen. „Ich auch nicht“ sei ihre Antwort gewesen.

Unentgeltlich doch nicht leicht erreichbar ist, was unsere Kirche verheißt: ein Glück, das über unser irdisches Leben hinausreicht, das ihm Weite, Freiheit und Hoffnung gibt.

In einer Predigt zur Weihnachtszeit sagt Kardinal Ratzinger: „Unser Weg ist Hoffnung; inmitten der vergehenden Zeit gibt es den neuen Beginn, der im Hereintreten der ewigen Liebe aufgegangen ist.“ Und das ewige Leben? In seinem Buch „Gott ist uns nah“ spricht er von einer neuen „Qualität des Seins, die von der Zerstückelung der Existenz im Davonlaufen der Augenblicke erlöst ist.“

Gerade dieses Davonlaufen der Augenblicke spüren wir am Ende eines Jahres und am Beginn des neuen besonders schmerzlich. Und doch ist das ewige Leben „mitten in der Zeit da, ... es kann durch das Hinschauen auf den lebendigen Gott so etwas wie der feste Grund unserer Seele werden. Wie eine große Liebe kann es uns durch keine Wechselfälle mehr abgenommen werden, sondern ist eine unzerstörbare Mitte, aus der der Mut und die Freude des Weitergehens kommen, auch wenn die äußeren Dinge schmerzlich und schwer sind.“

Von dieser großen Liebe berichtet uns die Kirche. Von ihr hat Papst Benedikt immer wieder gesprochen. Ihr gehört meine Liebe. ■

Könige huldigen ihm

Könige huldigen dem König. Das ist nicht nur das große Leitmotiv des Hochfestes der Erscheinung des Herrn. Es ist auch das Motto eines Monumentes und Dokumentes der ausgehenden deutschen Kaiserzeit, nämlich der evangelischen Erlöserkirche in Gerolstein mit ihren zahlreichen Kaisermosaiken. Erbaut wurde sie von Franz Schwechten, der auch die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche in Berlin entworfen hatte. Das passende Bibelwort zum Thema findet sich im Psalm 72, dem alten Königspsalme: „Alle Könige müssen ihm huldigen, alle Völker ihm dienen.“

Als sich das Christentum zur Staatsreligion entwickelte, in seiner byzantinischen, nachher in der lateinisch-deutschen Variante, waren es Könige und Kaiser selber, die sich mit den Dreikönigen identifizierten. Zusammen mit diesen wollten auch sie dem König in der Krippe und dem himmlischen König huldigen. Nicht weniger jedoch und manchmal zuerst wollten sie teilhaben an der Ehre und Macht des göttlichen Königs.

Geradezu idealtypisch ist das abzulesen an der Gerolsteiner Erlöserkirche. Kaiser Wilhelm II. hat zur Errichtung tief in seine private Schatulle gegriffen und war selber bei ihrer Einweihung 1913 anwesend. Ganz falsch ist es nicht, das prächtige Gotteshaus als eine Art protestantisch-preußisches Ufo zu bezeichnen, das sich in die arme katholische Eifel herabgelassen hat. Der beeindruckende Zentralbau mit byzantinischen und neuromanischen Stilelementen, mit Christus-, Engels- und Kaiserbildern aus 24 Millionen goldglänzenden Mosaiksteinen hat eine doppelte Botschaft: Könige und Kaiser huldigen Christkönig, ja. Und gleichzeitig möge die wilhelminische Kaiserherrschaft noch lange bestehen und überall anerkannt werden. Doch sie bröckelte schon und sollte nur noch fünf Jahre halten. Etwa hundert solcher Kaisergedächtniskirchen und



Die Reliquien im Dreikönigsschrein im Kölner Dom galten als jene der ersten christlichen Könige, die Jesus als dem „König der Könige“ huldigten; die drei Männer waren so zu einem Vorbild des weltlichen Königturns geworden.

noch mehr Kaiserdenkmäler überall konnten den Einfluss liberaler, sozialdemokratischer und anderer Kräfte in der Bevölkerung nicht mehr zurückdrängen.

Mit der ungewöhnlich repräsentativen Kirche schuf Kaiser Wilhelm II. ein Symbol des Reiches, ein politisches Denkmal in Grenznähe zum Erbfeind im Westen. Er wollte sich in der Reihe der großen mittelalterlichen Könige auch selbst erhöhen. Absprechen wird man ihm echte Religiosität, ein authentisch christliches Motiv dennoch nicht dürfen. Er verstand sich als Schützer der Kirche, vor allem des preußischen Protestantismus. Auch ging es ihm um sittliche Erneuerung des Kirchenvolkes, welche er in kaiserlicher Ordnung am besten gewährleistet sah. Das Christentum wollte er stützen und Christus ehren zusammen mit den Herrschern in der Goldkuppel, mit Pippin, mit Karl dem Großen, mit Barbarossa und mit Kaiser Wilhelm I.. Selbst ließ sich das herrschende Kaiserpaar in der Vorhalle darstellen und ehren, dazu in eigener Kaiserloge und in drei heute noch sehr wohlklingenden Gusstahlglocken aus der Werkstatt des Bochumer Vereins. Sie tragen

die Namen Karl der Große, Wilhelm II. und Auguste Viktoria. Die Linie ist klar.

Was bleibt von Wilhelms ernst und ehrlich gemeinter und doch auch ideologischer geschichtstheologischer Konstruktion? Was bleibt insgesamt vom Grundmotiv des Hochfestes, dass Könige den Christus-König ehren müssen? Nach der Schrift ist Gott der Herr der Geschichte, der Könige zu seinen Werkzeugen machen kann, der Könige beugen und beseitigen kann. Deuterjesaja scheut sich nicht, den Perserkönig Kyros als den Gesalbten Gottes zu bezeichnen. Der kennt nicht einmal den Gott Israels, aber Gott benutzt ihn bei der Befreiung des Volkes aus babylonischer Gefangenschaft. Dass Gott Herr der Geschichte ist, zeigt sich auch in den Visionen des Danielbuches, etwa in der Vision des Standbildes aus viererlei Materialien. Diese werden als Abfolge von vier Reichen gedeutet, die allesamt zermalmt werden durch einen Stein, der zu einem Berg wird. Darin sehen die Kirchenväter vorausgedeutet die Geburt des Königs Jesus aus der Jungfrau. In Daniel sieben ist es der „Menschensohn“, dem alle Völker, Menschen und Nationen übergeben werden.

Die biblische Geschichtsvision, dass Gott der Herr der Geschichte ist, ist nirgendwo zurückgenommen. Dass christliche Könige und demokratisch gewählte Volksvertreter den dreifaltigen Gott und seine Gebote und die Heiligkeit des Lebens von der Zeugung über alle Lebensphasen bis zum natürlichen Tode achten sollen, das gilt weiterhin. Gottes Anspruch steht auch über Mehrheitsentscheidungen. Hinter Mehrheiten dürfen sich nicht der kleine Christenmensch und nicht der politisch hoch verantwortliche Christenmensch verstecken. Gott wirkt in der Geschichte, in kritischen Phasen nicht selten durch das Zeugnis von Bekennern und Märtyrern in der Nachfolge des gewaltfreien Königs von Bethlehem. □

Glaubensnahe und kindgerechte Kommunionvorbereitung

Die Geschichte von der kleinen Juliana

Auch wenn erst Januar ist: Es ist gar nicht mehr so weit bis zum Weißen Sonntag. Vielerorts hat schon die Kommunionvorbereitung begonnen. Und hier stehen Verantwortliche, die Pfarrer und Katechetten, aber oft auch gläubige Eltern oder Großeltern vor einer großen Herausforderung. Wie sagen wir es unseren Kindern, denen oftmals Grundkenntnisse über den Glauben vollkommen fehlen, dass Jesus Christus wahrhaft unter uns ist in der Eucharistie, dass er uns in diesem gewandelten Brot wirklich begegnen will? Das „Geheimnis des Glaubens“ muss im Grunde angenommen werden, es kann aber dann gut angenommen werden, wenn sein Wert erkannt wird: Gott selbst wendet sich uns zu, er möchte immer bei uns sein – und wir tun gut daran, ihn nicht abzuweisen.

Insofern ist es wichtig, das Interesse an Christus, das Interesse an seiner Anwesenheit in der Eucharistie zu wecken – was aber mit Liebe besser gelingen kann als unter Zwang. Das heißt, es geht darum, eine Sehnsucht zu wecken nach diesem Christus – wenn möglich auch bei den oft mit dem Glauben kaum vertrauten Eltern.

„Kommunion“ kommt ja von „communio“, das heißt „Gemeinschaft zwischen Gott und Mensch.“ Dabei muss mir bewusst werden, dass diese Gemeinschaft unendlich wertvoll ist, dass es sich dafür lohnt, auch auf anderes zu verzichten (das Ausschlafen am Sonntag) und einige – letztlich nur kleine – Mühen auf sich zu nehmen (Gottesdienstbesuch, in der Kirche still werden, mitbeten, hinknien). Auf der Suche nach Materialien, die dies gut vermitteln können, bin ich im Internet auf eine Website gestoßen mit dem Namen „Die kleine Juliana und das Brot des Lebens“ (<http://www.diekleinejuliana.de/de/>). Die Seite ist in meinen Augen eine wahre Fundgrube, um Kindern und auch den Eltern, so sie wirklich offen sind, den Glauben an die Eucharistie gewinnend zu vermitteln. Die kleine Juliana – das ist die heilige Juliana von Lüttich (um 1193-1258), die später als Ordensfrau von Jesus Christus in einer Vision beauftragt wurde, das Fronleichnamsfest einzuführen. Hier wird sie aber vor allem als ein Kind vorgestellt, das in Jesus einen wahren Freund gefunden hat und sich danach sehnt, endlich zur Erstkommunion zu dürfen.

Die Geschichte der kleinen Juliana ist in einem schön bebilderten

Buch abgedruckt, das sehr kindgerecht geschrieben ist. Es trägt den Titel der Website: „Die kleine Juliana und das Brot des Lebens.“ Verfasst wurde es von Jacques Galloy, dem Verantwortlichen für die Jugend der Gemeinschaft „Emmanuel“ in Belgien. Er stammt aus der Gegend, in der Juliana aufgewachsen ist, und hat schon seit vielen Jahren eine Beziehung zu ihr. Sowohl das Buch wie auch die Website hat er gemeinsam mit der Grafikerin Anne Junker gestaltet, auch um dazu anzuregen, die Geschichte Julianas in die Erstkommunionvorbereitung aufzunehmen.

Mich persönlich hat besonders ein Bild beeindruckt, wo Juliana auf einem Baum sitzt und aus der Ferne der heiligen Messe beiwohnt. Sie durfte noch nicht teilnehmen, weil der Gottesdienstbesuch im Mittelalter Kindern nicht erlaubt war. Trotzdem möchte Juliana dabei sein, weil Jesus ihr bester Freund ist.

Gottesdienst als etwas Schönes und Wertvolles zu begreifen, weil wir dort Gott ganz nah sind – genau dies fördert das Projekt der „kleinen Juliana“, wie ich meine, ganz hervorragend. Vertieft werden kann diese Haltung durch Bastelarbeiten auf der Website (unter dem Link *Religi-*



onsunterricht/Gebete das Buch anklicken und dann auf „Bastelarbeiten herunterladen“ gehen) wie etwa die einfache Darstellung einer Kirche, in der sich beim Öffnen der Türen Christus selbst und ein Priester bei der heiligen Wandlung verbirgt.

Für interessierte Eltern oder Katecheten ist auch das Buch „Der kleine Reliunterricht“ sehr empfehlenswert, das man ebenfalls von der Website herunterladen kann (auch unter dem Link *Religionsunterricht/Gebete* das Buch anklicken, dann allerdings auf „Den kleinen Reliunterricht herunterladen“ gehen). Dieses Büchlein im PDF-Format, verfasst von Véronique Spronck und Anne Junker ist ein echter Ratgeber für Erwachsene, die Kinder zum Geheimnis der Eucharistie zu führen: so die Sehnsucht zu wecken oder aufleben zu lassen, wenn sie schon da ist, Kinder mit der Sonntagsmesse vertraut zu machen, ihnen zu helfen, die Realpräsenz Christi in der Eucharistie als Geheimnis des Glaubens zu begreifen, das rechte Verhalten in der Kirche und beim Empfang der Kommunion zu lernen, um dann eine Beziehung zu Jesus Christus von Herz zu Herz aufzubauen.

Dazu geht das wegweisende Buch für Eltern und Katecheten von der gelebten Freundschaft aus. Wie muss ich Freundschaft leben, dass sie wirklich glücklich macht – mich und den anderen? Das Bild der idealen Freundschaft von Mensch zu Mensch wird dann auf Jesus Christus übertragen: Ich möchte meinen Freund/meine Freundin glücklich machen – wie kann ich meinem Freund Jesus eine Freude bereiten? Zum Beispiel durch kleine Komplimente, durch Verzicht, durch Anbetung und dadurch, dass ich ihn wirklich zu mir kommen lasse in der Eucharistie.

So ist letztlich alles einladend und gewinnend geschrieben und dargestellt auf der Website von der kleinen Juliana, in dem Leitfaden für Eltern und Erzieher, dem „kleinen Reliunterricht“, und natürlich auch in dem Kinderbuch über ihr Leben. Ich kann dies nur empfehlen. □

Das Buch: Die kleine Juliana und das Brot des Lebens, von Jacques Galloy (Autor), Anne Junker (Illustrator), Geb. Ausgabe: 32 Seiten, Verlag Catholic Media, 2013, ISBN: 978-3939977209, 6,61 Euro Website: www.diekleinejuliana.de

Neben Gold und Myrrhe war der Weihrauch eine der drei Gaben, mit denen die Weisen aus dem Osten an die Krippe von Bethlehem zogen und Jesus als wahren König und Gott verehrten (Mt 2,11). In den Tagen zwischen Neujahr und Dreikönig ziehen daher vielerorts als Könige verkleidete Sternsinger durch den Ort, um diese Botschaft von Haus zu Haus zu tragen und den Segen an die Tür zu schreiben: C + M + B (Christus mansionem benedicat = Christus möge dieses Haus segnen). Selbstverständlich wird hierbei der Weihrauch mitgenommen, wenn es auch heute nur noch selten vorkommt, dass die Hausbewohner darum bitten, mit dem Weihrauchfass durch alle Zimmer zu gehen.

ein begehrter Rohstoff und wird vorwiegend in Äthiopien angebaut. Von März bis August werden die Weihrauchbäume (*Olibanum*) mehrfach geritzt, sodass Harz zutage tritt, das bei der großen Hitze schnell trocknet.

Schon vor 3500 Jahren haben die Ägypter die heilende Wirkung des Weihrauchs beschrieben. Heute kann die Medizin beweisen, dass Weihrauch entzündungshemmend wirkt und auch Rheuma und Arthritis lindern kann. Sowohl in der klassischen Medizin als auch in der Naturheilkunde (z. B. Ayurveda) kommt daher seit einigen Jahren verstärkt der Weihrauch zum Einsatz. Eine berauschende oder gar bewusstseinsverändernde Wirkung des



Der Weihrauch hat seinen Ursprung im Orient, wo bereits im 10. vorchristlichen Jahrhundert die von Oman und Jemen zum Mittelmeer führende Weihrauchstraße eine der weltweit wichtigsten Handelsstraßen darstellte. Auf dieser sollen auch die Könige von Saba nach Israel gezogen sein, als dort nach dem babylonischen Exil ein wirtschaftlicher Aufschwung einsetzte (vgl. Jes 60,6). In der antiken Welt wurde der Weihrauch als kostbares Handelsgut geschätzt und von Indien, Ostasien und Arabien auf Kamelen ans Mittelmeer gebracht. Auch heute ist er

Weihrauchs wurde zwar gelegentlich behauptet, konnte bisher allerdings nicht nachgewiesen werden. Ein weiterer Grund für die Renaissance des Weihrauchs liegt im modernen ganzheitlichen Denken. Gerade am Weihrauch wird deutlich, wie leibliches und seelisches Heil zusammenhängen.

Auch im Gottesdienst der katholischen Kirche ist der Weihrauch in den letzten Jahren zurückgekehrt. Während in der Ostkirche ein Gottesdienst ohne Weihrauch überhaupt nicht denkbar ist, war der Gebrauch des Weihrauchs katholischerseits

Weihrauch – nicht nur gut für die Seele

Die Wirkung eines alten Heilmittels wird neu entdeckt

bis zur Liturgiereform 1968 auf das Hochamt, den sonntäglichen Hauptgottesdienst, beschränkt; dort aber musste er verwendet werden. Der neue Messritus erlaubte dann den Gebrauch des Weihrauchs generell, stellte ihn aber in das Ermessen des

Aufsteigen dieses Rauches seit alters her ein Symbol für das Gebet der Gläubigen, das zu Gott aufsteigt (vgl. z.B. Ps 41).

Bei den Ministranten wird der Dienst am Rauchfass als höchster Dienst angesehen. Während der

digungsritus schwenkt der Priester über dem Sarg das Weihrauchfass und spricht dabei: „Dein Leib war Gottes Tempel. Der Herr schenke dir die ewige Freude.“

Wenn mit der Wiederentdeckung des Weihrauchs auch der Zusam-



Zelebranten. Faktisch verschwand im Zuge der Entsakralisierungswelle in den siebziger und achtziger Jahren der Weihrauch mehr und mehr aus dem katholischen Gottesdienst. Erst mit der Wiederentdeckung des Weihrauchs in der Medizin begann auch seine Rückkehr in den katholischen Gottesdienst.

Der durch den Weihrauch verbreitete Wohlgeruch verweist auf die Gegenwart Gottes, den tiefsten Grund unserer Freude. Der Weihrauch markiert den sakralen Bereich und ruft die Menschen auf zur Ehrfurcht und inneren Reinigung. Auch ist das

Priester selbst das Evangelium, den Altar sowie die darauf befindlichen Gaben von Brot und Wein inzensiert (beräuchert), darf der Ministrant nach der heiligen Wandlung den Leib und das Blut Christi inzensieren (dreimal drei Züge) sowie schon zuvor den Priester (dreimal zwei Züge) und das Volk (dreimal ein Zug). Damit wird auf die gestufte Gegenwart Christi verwiesen, der leibhaft gegenwärtig ist in den gewandelten Gestalten, aber ebenso im Priester, der an seiner Statt handelt und in all jenen, die in seinem Namen versammelt sind. Auch beim katholischen Beer-

menhang von „heil“ und „heilig“ wiederentdeckt wird, wäre zweierlei gewonnen: Wo der Gottesbezug in der Medizin wieder aufleuchtet, wird deutlich, dass Ärzte keine „Götter in weiß“ sind, sondern eine dienende Tätigkeit verrichten. Auch im katholischen Gottesdienst, der in den letzten Jahrzehnten immer wortlastiger und katechetischer wurde, wird durch den Gebrauch des Weihrauchs wieder die Begegnung mit dem Heiligen als zentrales Element der Liturgie stärker in den Vordergrund gerückt. Dann geschieht wirkliche Feier – mit allen Sinnen!

Die Neugestaltung von Ehe und Familie im frühen Christentum

1. Simple Sachverhalte und die Weitung des Geistes

„Die meisten Menschen würden hinsichtlich des Glaubens und der Moral zu den alten Wegen zurückkehren, wenn sie nur ihren Geist genug weiten könnten, um es zu tun. Was sie im alten Geleise der Ablehnung festhält, ist vor allem eine geistige Enge. Doch die gemeinte Weitung wird leicht missverstanden, denn es geht darum, dass der Geist sich so weitet, dass er die simplen Sachverhalte sehen kann, ja sogar die selbstverständlichen Sachverhalte. Es braucht eine Art Ausdehnung der Vorstellungskraft, damit man die offenkundigen Gegenstände vor ihrem offenkundigen Hintergrund sehen kann, und speziell die großen Gegenstände vor dem großen Hintergrund, in den sie gehören. Es gibt immer wieder eine Sorte Mensch, die nichts anderes sieht als den Flecken auf dem Teppich, so dass sie nicht einmal den Teppich sehen kann. Dieser Fehler neigt zu einer geistigen Verwirrung, die sich zur Rebellion auswachsen kann.“

Mit diesen Sätzen beginnt G.K. Chesterton einen Aufsatz mit dem Titel: „A Simple Thought“ (Ein simpler Gedanke). Er steht in einem Buch, in dem er erklärt, warum er Katholik sei. Übrigens finden wir seinen Grundgedanken auch schon bei Josef von Eichendorff, der einmal bemerkt: „Es ist in gewissen Zuständen der Kultur nichts unverständlicher als das Einfache.“ Eine geistige Enge, die das Einfache und die offenkundigsten Sachverhalte nicht mehr zu sehen vermag, herrscht in unserer Gesellschaft heute auch im Hinblick auf Ehe und Familie. Diese Gesellschaft, zumindest ihre Wortführer in den Medien wissen offensichtlich nicht mehr, was eigentlich eine Ehe ist und zu welchem Zweck eine Gesellschaft intakte Famili-

en braucht. Und sie weiß vollends nicht mehr, was eine *christliche* Ehe und eine *christliche* Familie ist, und warum diese Lebensformen der europäischen Gesellschaft zum Guten gereicht haben, auch wenn sie nicht alle Übel seit dem Sündenfall beseitigen konnten. Deshalb möchte ich in diesem Vortrag ein wenig über die Änderungen sprechen, die Jesus und das frühe Christentum hinsichtlich Ehe und Familie gebracht haben und die bis vor kurzem für grundsätzlich gut befunden wurden. Es sind einfache, simple Dinge.

Um den großen Hintergrund zu skizzieren, vor dem man die frühchristlichen Neuerungen sehen muss, zitiere ich einen Abschnitt über die heidnische römische Familie der Antike aus einem ausgezeichneten Handbuch, das die Geschichte der Familie in Europa von der Antike bis heute behandelt:

„Die römische Familie ist durch eine Reihe von Merkmalen charakterisiert, die sie von der unsrigen abhebt: die Unbeständigkeit der Ehe und ihre leichte Auflösbarkeit, ein häufig früher Tod eines der Ehepartner und die Verfügbarkeit des überlebenden Partners für eine neue Eheverbindung. Die römische Familie war dynamisch, sie wurde ständig aufgelöst und wieder neu formiert. Kinder konnten nicht damit rechnen, dass die Verbindung der Eltern bis zu deren Tod in hohem Alter dauern würde. Ein sehr großer Anteil unter den Männern und Frauen schloss zumindest zwei Ehen. Sehr viele Kinder waren mit Stiefeltern und Stiefgeschwistern konfrontiert. In der Literatur begegnet immer wieder das Motiv der bösen Stiefmutter. Dies deutet auf häufige Spannungen zwischen Kindern und Stiefeltern hin. Die Trias Vater-Mutter-Kind war keine kompakte, stabile Einheit.“

Das Buch, in dem diese Sätze stehen, ist vor sechzehn Jahren erschienen, aber heute sind das bereits keine Merkmale mehr, die die altrömische Situation von der unsrigen abheben, im Gegenteil, wir empfinden diese Beschreibung als ganz aktuell. Das heißt aber nur, dass wir zu alten Wegen zurückkehren, nämlich zu jenen, die wir in vorchristlicher Zeit hatten und die durch das Christentum zumindest teilweise überwunden wurden. So manches, was man uns heute als Fortschritt und Humanisierung anpreist, ist nichts anderes als eine Rückkehr zum alten Wirrwarr, zu einer Unbeständigkeit und Unsicherheit, die alle menschlichen Beziehungen verdirbt und untergräbt. Die bisherigen Ausnahmen werden immer mehr zur Regel.

Augustus, der dem römischen Reich eine neue Ordnung gegeben hat, kämpfte gegen drei Übel in der gesellschaftlichen Oberschicht seiner Zeit: gegen ein Zusammenleben ohne Ehe, gegen die Kinderlosigkeit vieler Ehen und gegen eine hohe Scheidungsfrequenz. Zur Bekämpfung dieser Übel erließ er seine Ehegesetze. Eines davon setzte drastische Strafen für Ehebruch fest, ein anderes dekretierte die Ehepflicht für Männer vom 25. bis zum 60. Lebensjahr, für Frauen vom 20. bis zum 50. Lebensjahr. Das bedeutete, dass Witwen und Witwer nach einer kurzen, genau festgelegten Übergangszeit wieder heiraten mussten. Außerdem gab es staatliche Belohnungen und Anreize für die Bereitschaft zum Kind. Ein Vater von drei und mehr Kindern wurde bei Stellenbesetzungen bevorzugt und auf andere Weise privilegiert. Eine Mutter von drei und mehr Kindern brauchte nach dem Tod ihres Mannes keinen Vormund mehr, wie es sonst Pflicht war.

Mit diesen Bestimmungen griff die römische Gesetzgebung tief in

die Privatsphäre ihrer Bürger ein und verlangte teilweise schlicht das Unmögliche. Deswegen war sie äußerst unpopulär und blieb praktisch wirkungslos. Es kam zu unzähligen Scheinehen und Umgehungsversuchen. Der englische Historiker Dacre Balsdon bemerkt dazu: „Die menschliche Natur ändert sich auch durch Parlamentsbeschluss nicht.“ Doch heute zweifeln viele daran, dass es eine menschliche Natur gibt. Das gehört zu der verbreiteten Unfähigkeit, die simplen Sachverhalte zu sehen.

2. Weisungen für das eheliche und familiäre Leben im Neuen Testament

Unsere Thematik ist ein weites Feld, besonders wenn man die entsprechenden Weisungen auf dem großen Hintergrund der antiken Kulturgeschichte betrachten und beurteilen will. Nun gibt es im Kolosserbrief des Paulus einen Text, der in der Einheitsübersetzung mit „christliche Hausordnung“ überschrieben ist. Diesen Text wollen wir als Ausgangspunkt für unsere Betrachtungen und Überlegungen nehmen. Er wird Ihnen beim ersten Hören nicht in allem gefallen, teilweise vielleicht antiquiert oder gar unchristlich vorkommen, und das gilt gleich bei der ersten Weisung. Aber hören wir ihn zuerst einmal ruhig an und gehen wir ihn dann kommentierend durch.

„Ihr Frauen, ordnet euch euren Männern unter, wie es sich im Herrn geziemt!

Ihr Männer, liebt eure Frauen und seid nicht bitter gegen sie!

Ihr Kinder, gehorcht euren Eltern in allem, denn das ist wohlgefällig im Herrn!

Ihr Väter, erbittert eure Kinder nicht so, dass sie allen Mut verlieren!

Ihr Sklaven, gehorcht in allem euren irdischen Herren, nicht in Augendienerei, um Menschen zu gefallen, sondern mit einfältigem Herzen, in Gottesfurcht! Was es auch sei, tut alle Arbeit wie für den Herrn und nicht für Menschen – im Wissen darum, dass euch der Herr dafür mit dem Erbe vergilt! Dient dem Herrn Christus! Denn wer Unrecht tut, wird

den Lohn dafür erhalten, und zwar ohne Ansehen der Person.

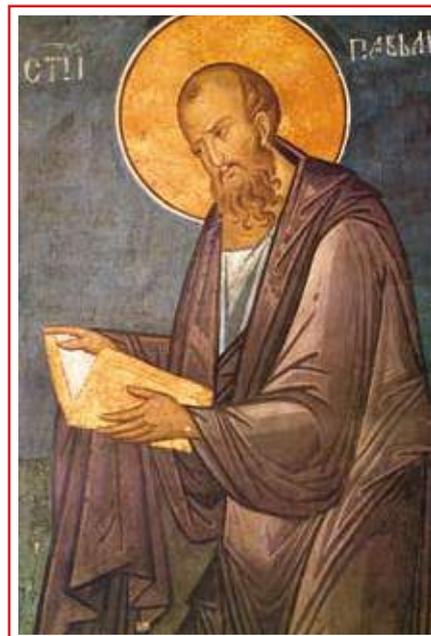
Ihr Herren, gebt euren Sklaven, was recht und billig ist, im Wissen darum, dass auch ihr im Himmel einen Herrn habt!“

Ihr Frauen, ihr Männer; ihr Kinder, ihr Väter; ihr Sklaven, ihr Herren: Das sind die wichtigsten sozialen Klassen der Antike. Sie gehörten zum Haus und bildeten das Haus, also die Hausgemeinschaft. Alle werden direkt angedredet und durchaus paritätisch, die Schwächeren und Untergebenen jeweils zuerst. Frauen, Kinder und Sklaven bilden die eine Gruppe, Männer, Väter und Herren die andere, wobei die letztere Gruppe homogener ist als die erstere. Die ausführlichste Mahnung gilt den Sklaven. Haben sie es besonders nötig? Oder spürt der christliche Autor ihnen gegenüber ein besonders schlechtes Gewissen bei der Anweisung zum strikten Gehorsam? Lassen wir das einmal offen. Gehen wir diese Anweisungen von vorne durch und betrachten wir sie auf dem sozialen Hintergrund und den Konventionen der antiken Gesellschaft.

Paulus beginnt mit den Eheleuten. Die Ehe galt in der gesamten Antike als die wichtigste gesellschaftliche Institution, die Keimzelle, ohne die es eine geordnete Gesellschaft gar nicht gibt. Aber nie hat die Antike es zu einer Gleichberechtigung oder Gleichwertigkeit der Partner in der Ehe gebracht. Das Gebot, dass die Frauen sich ihren Männern unterordnen sollen, ist für die antiken Gesellschaften samt und sonders eine bare Selbstverständlichkeit. Kein Mensch in der Antike, weder Männer noch Frauen, zuckte mit einer Wimper, wenn der viel gehörte Satz wieder einmal zu vernehmen war, dass die Frauen den Männern in allem zu gehorchen haben. Nach antiker Auffassung gehörten die Frauen den Männern ebenso wie ihnen die Kinder und Sklaven gehörten. Und daran hat sich außerhalb der christlich geprägten Tradition, soweit ich sehe, bis heute wenig geändert.

Nehmen wir zur Veranschaulichung einen jüngeren Zeitgenossen unserer Evangelisten, den hochgebildeten Plutarch. Er war glücklich verheiratet und vertrat die Meinung, der Mann solle grundsätzlich bei seiner ersten Frau bleiben und nur mit

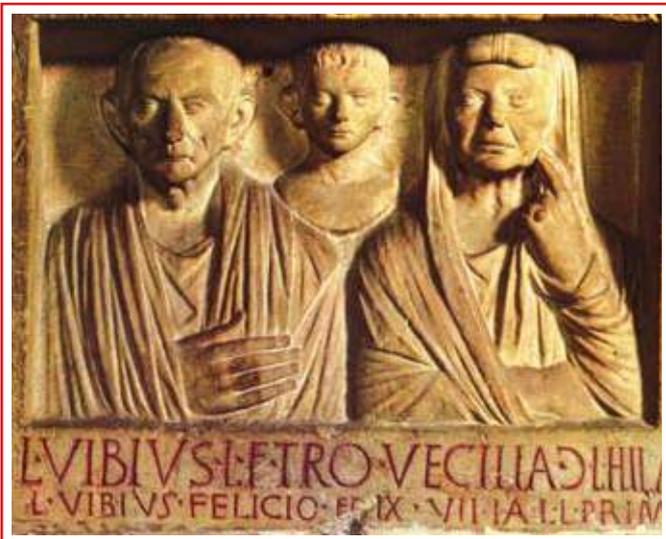
ihr geschlechtlichen Umgang haben. Mit dieser Ansicht war er ein weißer Rabe unter seinen Zeitgenossen. Er hat auch Ratschläge für ein frischverheiratetes Ehepaar veröffentlicht. Darin lesen wir: Die Ehefrau soll sich nur in Gegenwart ihres Mannes zeigen, ansonsten aber unsichtbar bleiben. Sie soll „kein eigenes Gefühlsleben haben, sondern teilnehmen an Ernst und Scherz, Überlegungen und Lachen des Mannes“. Sie soll weder eigene Freunde noch eigene Götter haben, sondern sich



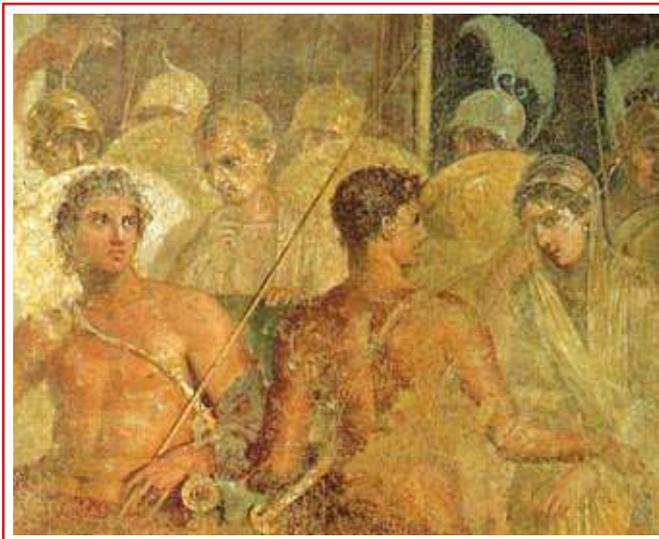
Paulus will die Christen nicht zur Gewalt gegen die Gesellschaftsordnung anstacheln. Er weiß, dass durch Jesus Christus, der zur Erlösung aller Menschen gekommen ist, die Würde jedes einzelnen Menschen respektiert werden muss. Die Gottes- und die Nächstenliebe, ja sogar die Feindesliebe sind seit der Ankunft Jesu die Basis für die Ethik.

an die ihres Mannes halten. Sie soll immer freundlich und verständnisvoll sein und schweigen. Reden soll sie nur mit ihrem Mann oder durch seinen Mund. Und wenn sie aus lauter Eifersucht auf eine Geliebte ihres Mannes einen Scheidebrief schreiben will, empfiehlt Plutarch ihr zu überlegen, ob sie ihrer Rivalin diese Freude machen soll.

Die jüdische Tradition glich in dieser Hinsicht weitgehend der strengen in Griechenland. Es herrscht



Die Trias Vater Mutter Kind war in der römischen Antike keine stabile Einheit.



Sklaven und Sklavinnen: Bei der Schuldsklaverei mussten Schuldner ihren Körper, ihre Arbeitskraft und ihre Freiheit verkaufen, Kriegsgefangene wurden auf dem Sklavenmarkt gekauft und verkauft. Kinder von Sklaven wurden wiederum Sklaven. Die Sklavenbesitzer verfügten über Leib und Leben ihrer Sklaven.

strikte Geschlechtertrennung. Frauen gehören ins Haus, nicht in die Öffentlichkeit. Sie spinnen und weben und beaufsichtigen den Haushalt. Verheiratete Frauen dürfen sich in beschränktem Umfang auch in der Öffentlichkeit bewegen, freilich nur mit einem Schleier, der den Kopf bedeckt, das Gesicht aber frei lässt. Sie gehen grundsätzlich hinter dem Mann her und sollen sich mit keinem fremden Mann unterhalten. Die Zierde der Schweigsamkeit für die Frau blieb Konvention bis in die Moderne hinein. Der kürzlich verstorbene israelische Autor Amos Oz bemerkt in einem autobiographischen Roman: „Bekanntlich ist es in der Tradition unserer Nachbarn, genau wie in der unserer eigenen Vorfahren, ganz und gar nicht üblich, dass eine Frau in Anwesenheit von Männern plötzlich den Mund aufmacht.“

Vor diesem Hintergrund sollten wir den modifizierenden Zusatz nicht übersehen, den der christliche Autor im Kolosserbrief macht: Die Unterordnung der Frau soll geschehen, „wie es sich im Herrn geziemt“. Wir wissen, wer mit diesem Herrn gemeint ist, und wir wissen auch, dass diesem Herrn alles missfällt, was nicht aus echter Liebe geschieht. Wie der Gehorsam der Frau in christlicher Liebe erfolgen soll, so sollen auch die an sie gestellten Forderungen des Mannes dieser Liebe entsprechen.

Ich würde es freilich als sinnvolle Aktualisierung begrüßen, wenn in einem modernen katholischen Katechismus die beiden Sätze zu lesen wären: „Ihr Frauen, ordnet euch in allem euren Männern unter. Und ihr Männer, ordnet euch in allem euren Frauen unter.“ Das geht nämlich, wie ich aus langjähriger Erfahrung weiß.

An dieser Stelle müssen wir noch einen Umstand beachten, den unser Text zwar nicht explizit anspricht, der aber selbstverständlich mitzudenken ist: Die christliche Ehe ist grundsätzlich unscheidbar. Wie bekannt geht diese Tatsache auf ein ausdrückliches Gebot Jesu zurück, auf das sich auch Paulus bezieht (1 Kor 7,10). Nun gehörte es in allen antiken Gesellschaften zum selbstverständlichen Recht des Mannes, dass er seine Frau jederzeit aus dem Haus schicken konnte, auch ohne gewichtigen Grund, oft nur deshalb, weil sie kinderlos blieb oder der Mann eine schönere und jüngere gefunden hatte. Das war das Schlimmste, was einer Frau geschehen konnte. Eine selbstständige Existenz war für Frauen fast unmöglich. Aber Witwen über dreißig hatten kaum noch eine Aussicht, einen Mann zu finden, zumal, wenn sie minderjährige Kinder hatten. Niemand war so durch Altersarmut bedroht, wie alleinstehende Frauen. Oft wurden Witwen in den Haushalt eines Sohnes aufgenommen, seltener

in den einer Tochter. Doch vielen von ihnen blieb nur der Weg in die Prostitution oder das Leben vom Bettel. Zur Zeit Jesu rechnet man unter Gelehrten bei den über zwanzigjährigen Frauen mit einem Witwenanteil von etwa 30 Prozent. Unter diesen Umständen brachte die grundsätzliche Unscheidbarkeit der Ehe den Frauen eine deutliche Verbesserung ihrer Lage. Das Gebot Jesu ist also ausgesprochen frauenfreundlich, es schränkte vor allem die Willkür der gewissenlosen Männer ein. Ob unser heutiges liberales Scheidungsrecht für die Betroffenen aufs Ganze gesehen mehr Glück gebracht hat, scheint mir zumindest sehr fraglich.

Übrigens brachte erst das Christentum eine organisierte Sozialfürsorge für Witwen. Nicht einmal das Judentum hatte daran gedacht, wo das Alte Testament doch immer wieder die Sorge für Witwen und Waisen einschärft. Den ersten Beleg für eine entsprechende Institution finden wir im 1. Timotheusbrief (5,3–16). Dort ist freilich eine harte Altersgrenze angegeben: Die Versorgung beginnt erst bei sechzigjährigen Witwen (1 Tim 5,9). Das bedeutet, dass der Großteil der Witwen nicht versorgt werden konnte. Die jungen christlichen Gemeinden waren offenbar so arm, dass sie sich auch in der Caritas rigoros beschränken mussten. Aber der gute Wille war da.

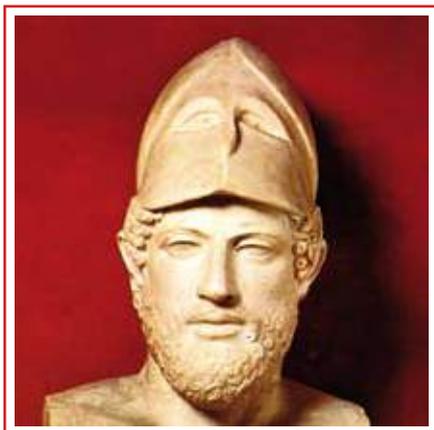
Dazu kommt noch ein weiterer Umstand, der heute wenig Beachtung findet. Liebe und Herzlichkeit spielen in der antiken Ehe eine aus heutiger Sicht erstaunlich marginale Rolle. Die Ehe war ein Vertrag, der gewöhnlich von den Vätern der Brautleute ausgehandelt wurde, wobei Familienrücksichten und Geld die Hauptrolle spielten. Die meisten Ehepartner kannten sich vor der Hochzeit gar nicht. Nach der Hochzeit hatte jeder seine zugewiesene Rolle, die Frau vor allem im Haus mit Spinnen und Weben, der Mann in der Politik und als Soldat. Liebe und Herzlichkeit waren für eine Ehe also nicht konstitutiv. Aber wohin mit der Liebe, die sich ja doch rührt?

Der Mann schenkte seine Liebe vor allem Konkubinen und Hetären oder einfach einer seiner Sklavinnen. Im klassischen Griechenland und in der Kaiserzeit in Rom kamen dazu oft Liebesverhältnisse mit Knaben oder

der Mann der Frau auf die Nerven geht, kommt in unseren Quellen gar nicht vor. Auch das gehört zur Unterordnung der Frau, entspricht jedoch sicher nicht der christlichen Liebe.

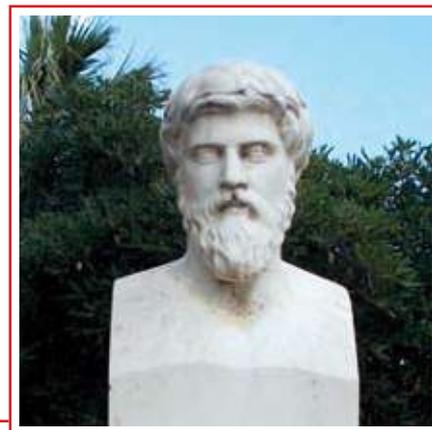
Auf diesem Hintergrund bedeutet es eine regelrechte Überraschung, wenn man in einem Lehrgedicht in klassischen griechischen Versen, das ein Jude um die Zeitenwende verfasst hat, die Aufforderung an den Ehemann liest: „Liebe deine Ehefrau! Denn was ist schöner und besser, als wenn die Frau dem Mann liebevoll zugetan ist bis ins Alter und der Gatte der Gattin, und wenn kein Streit trennend zwischen beide kommt?“ Das Lob der Einmütigkeit zwischen Mann und Frau singt schon Homer, und auf die entsprechende Stelle spielt unser Autor auch deutlich an. Das große Vorbild dafür ist natürlich das Paar Odysseus und Penelope. Aber die direkte Aufforderung an den Mann, nicht eine Hetäre, sondern seine Ehe-

der Apostel Paulus ausgesprochen. Im 7. Kapitel des 1. Briefs an die Korinther schreibt er zunächst einen Satz nieder, dem jeder antike Mann seine volle Zustimmung gegeben hätte: „Die Frau hat nicht über ihren eigenen Leib zu bestimmen, sondern der Mann.“ Und dann fährt er fort: „Genauso hat auch der Mann nicht über seinen eigenen Leib zu bestimmen, sondern die Frau“ (1 Kor 7,4). Jeder antike Heide hätte dazu gesagt: „Das kann nur ein übler Männerhasser geschrieben haben!“ Für eine solche Gleichberechtigung hatten antike Männer nichts übrig. Auch Jesus hat Gleichberechtigung hergestellt, indem er dem Mann ebenso wie der Frau eine Scheidung grundsätzlich untersagt. Mit diesen beiden Forderungen beginnt der lange Weg zur echten Gleichberechtigung der Ehepartner in der christlichen Tradition. Die Begründung dieser Gleichberechtigung aber liegt in der Tatsache,



Perikles (geb. vor bzw. um 490 v. Chr. gest. 429 v. Chr.) war einer der führenden Staatsmänner Athens im 5. Jahrhundert.

Plutarch (geb. um 45 in Chaironeia; gest. um 125) stellt in seinem bekanntesten Werk der Parallelbiographien jeweils die Lebensbeschreibung eines Griechen und eines Römers vergleichend nebeneinander



anderen Männern. Juden und Christen lehnten solche Liebesverhältnisse grundsätzlich ab. Die heidnischen Ehefrauen hatten sie wortlos zu dulden, wenn sie nicht den Scheidebrief riskieren wollten. Die Männer hatten in dieser Hinsicht also alle Freiheiten, von der Ehefrau dagegen wurde strikte Keuschheit erwartet. Wenn zwischen Ehepartnern doch so etwas wie Liebe und Herzlichkeit aufkam, wird es in den historischen Quellen als außergewöhnlich eigens hervorgehoben; so zum Beispiel, dass Perikles seine Frau küsste, wenn er morgens aus dem Haus ging, und noch einmal, wenn er abends zurückkam. Selbstverständlich soll die Frau dem Mann nie auf die Nerven gehen; das wird ihr immer wieder eingeschärft. Die umgekehrte Möglichkeit, dass

frau zu lieben, finden wir, soweit ich sehe, sonst nur im Neuen Testament wieder, an unserer Stelle im Kolosserbrief und im Epheserbrief (5,25). Dass Liebe wesentlich ist für eine Ehe, was vielen Menschen heute geradezu selbstverständlich scheint, ist ein Gedanke, der sich erst mit dem Christentum durchsetzte. Wenn also ein Philosoph wie Hegel in seiner Rechtsphilosophie erklärt, die Ehe sei kein Vertrag, wie Kant meine, sondern ein sittliches Verhältnis, das der Natur des Menschen als einem sozialen Wesen entspreche und aus der Liebe entspringe, so ist das zweifellos christliches Erbe.

Den Gedanken, dass die Ehefrauen im Hinblick auf die körperliche Liebe denselben Anspruch erheben durften wie die Männer, hat als erster

dass in Christus und damit in der Kirche eine neue Gemeinschaft begründet wird, die alle in christlicher Liebe verbindet.

Die Mahnung an die Kinder, den Eltern in allem zu gehorchen, hat auch heute nichts Aufregendes an sich. Sie wird auch (als einzige aus unserem Text) im Katechismus der Katholischen Kirche zitiert. Erstaunlich ist an unserer Stelle nur, dass die Väter eigens aufgefordert werden, ihre Kinder nicht so zu reizen und zu erbittern, dass sie völlig verzweifeln. Dieser Satz wird (wiederum als einziger aus unserem Text) im Youcat zitiert. Bei dieser Weisung ist nicht so sehr an Kleinkinder gedacht, denn die Kleinen waren bis zum sechsten Lebensjahr unter der Obhut der Mutter. Erst ab

der Schulzeit kümmerten sich die Väter um sie. Und sie standen so lange unter der Kuratel der Väter, bis sie einen eigenen Hausstand gründen konnten. Das war aber im allgemeinen erst bei den Dreißigjährigen der Fall. In Rom änderte allerdings auch die Eheschließung nichts an der patria potestas, der väterlichen Verfügungsgewalt, die erst mit dem Tod des Vaters endete. Das führte vor allem bei den Reichen zu Spannungen, denn die patria potestas bedeutete vor allem die Verfügungsgewalt über das Familienvermögen. In den armen Familien geriet der Vater, wenn seine Kräfte abnahmen, in die Abhängigkeit seiner arbeitsfähigen Söhne. Deshalb ist der Hinweis auf das, was im Herrn wohlgefällig ist, für die Kinder ganz angebracht.

In diesem Zusammenhang noch ein kurzes Wort zur Familienplanung. Empfängnisverhütung und Abtreibung gab es bereits in der Antike. Aber die Mittel dazu waren barbarisch und mit großen gesundheitlichen Risiken verbunden. Deswegen griff man gewöhnlich auf das Mittel der Kindesaussetzung zurück. Wenn der Vater ein Kind aus welchen Gründen auch immer aussetzen wollte, musste er seine Frau nicht fragen. Es gab Abfallplätze, wo man Neugeborene ablegen konnte. Jeder Vorbeikommende hatte dann das Recht, sich ein solches Kind mitzunehmen und als Sklaven aufzuziehen. „Im Römischen Reich wurde die Kindesaussetzung eine der wichtigsten Quellen für den Nachschub an Sklaven.“ Juden und Christen lehnten die Kindesaussetzung grundsätzlich ab. Aber erst der hartnäckige Kampf christlicher Autoren erreichte es, dass sie im Jahr 374 verboten und Kindstötung als Mord eingestuft wurde. Dadurch wurden die Aussetzungen vielleicht eingedämmt, aber sie gingen weiter, nur dass man die ungewollten Kinder jetzt mit Vorliebe an den Kirchentüren ablegte. In moderner Zeit macht man das alles viel sauberer, effektiver und mit weniger Gesundheitsrisiken. Und man will bei der massenhaften Kindertötung noch ein gutes Gewissen haben.

Damit kommen wir zu der überlangen und sehr ernststen Mahnung an die Sklaven, ihren Herren zu gehorchen, und zwar aufrichtig und willig, nicht gezwungen. Sie sollen diesen Gehorsam als Dienst für Christus verstehen

und im Hinblick auf die Vergeltung für Gutes und Böses, wie sie beim Jüngsten Gericht ohne Ansehen der Person zugewiesen wird.

Für das klassische Griechenland rechnen die Gelehrten damit, dass die Sklaven etwa ein Drittel der Bevölkerung ausmachten. Im Rom der Kaiserzeit war dieser Anteil sicher noch viel höher. Für das römische Reich der Zeitenwende schätzt man den Anteil auf 15–20 % der Gesamtbevölkerung. Selbst arme Haushalte hatten oft Sklaven und Sklavinnen. Der Besitz von einem oder zwei Sklaven machte noch niemanden zum Reichen. Für die Sklaven waren aber selbst in großen Häusern nur selten eigene Schlafräume vorgesehen. Sie schliefen vor der Schlafzimmertür des Hausherrn oder in irgendeinem windgeschützten Winkel. Das sind die Verhältnisse, die die Ausgräber in Pompeji vorgefunden haben. Die antike Wirtschaft beruhte in vielen Bereichen auf Sklavenarbeit. Eine Abschaffung der Sklaverei kam deswegen keinem antiken Menschen je in den Sinn. Aber im Laufe der Zeit wurden sie durch abhängige Lohnarbeiter ersetzt.

Das Schicksal der Sklaven konnte sehr unterschiedlich sein, je nachdem, zu welchen Arbeiten sie eingesetzt wurden und welche Ausbildung sie erhielten. Man war auch nicht lebenslanglich Sklave, daran hatte kein Herr ein Interesse. Sklaven konnten ein sehr vertrautes Verhältnis zu ihren Herren entwickeln, besonders wenn sie höhere Tätigkeiten verrichteten und gebildet waren. Nach der Freilassung blieben sie oft bei ihren alten Herren oder konnten in besonderen Fällen wichtige Verwaltungsposten erhalten. Aber jede Art von Unredlichkeit oder Untreue wurde streng geahndet. Schläge waren an der Tagesordnung. Im Jahr 61 n.Chr. wurden 400 Sklaven eines römischen Haushaltes kollektiv hingerichtet, weil keiner von ihnen den Mord am Hausherrn verhindert hatte. Das ist zwar ein extremer Fall, aber er wirft doch ein Schlaglicht auf die Verhältnisse.

Auf diesem Hintergrund muss man die eindringlichen Mahnungen im Kolosserbrief verstehen. Die Arbeit der Sklaven war oft sehr hart und ihre Behandlung manchmal so, dass sie zum Unrecht fast gezwungen wurden und Unrecht leicht für Recht

halten konnten. Aber das kommt für Christen nicht in Frage.

Einschlägig für das christliche Verhältnis zu den Sklaven ist der Philemonbrief des Paulus. Dieser Brief ist eine Art Schutzbrief, in dem Paulus als Fürsprecher und Garant für einen Sklaven namens Onesimus eintritt. Dieser ist in ernste Schwierigkeiten mit seinem Herrn geraten und hat sich an Paulus um Hilfe gewandt. Bezeichnend ist bereits, dass Paulus sein Schreiben nicht an Philemon allein adressiert, sondern auch an die Gemeinde, die sich in seinem Haus trifft. Schwierige Auseinandersetzungen dieser Art werden so eingebettet in die ganze Gemeinde. Der Brief ist sehr persönlich und herzlich gehalten. Der Sklave kam offenbar als Ungetaufter zu Paulus, Paulus hat ihn lieb gewonnen und zur Taufe geführt. Damit muss sich nach Ansicht des Paulus das Verhältnis von Herr



und Sklave gründlich ändern. Denn jetzt ist er nicht mehr nur Sklave, sondern ein „geliebter Bruder, vor allem für mich“, schreibt Paulus, und fährt fort: „um wieviel mehr aber für dich, und zwar im Fleisch und im Herrn“ (Phlm 16). „Im Fleisch“, das heißt hier: gemäß den geltenden Gesetzen, „im Herrn“, das heißt hier: gemäß dem, was für Christen gilt, die alle denselben Herrn haben. Der Sklave bleibt also Sklave gemäß den Gesetzen, aber die Behandlung des Sklaven muss jetzt so gestaltet werden, dass sie einem Bruder in Christus gerecht wird. Ein Bruder in Christus kann nicht behandelt werden, wie man einen Sklaven in der Gesellschaft üblicherweise behandelt. Im Kolosserbrief heißt es, die Herren sollten ihren Sklaven geben, was recht und

billig ist, mit dem Zusatz: „im Wissen darum, dass auch ihr im Himmel einen Herrn habt“.

3. Die christliche Vision

Unser Text steht im Neuen Testament nicht allein. Er wird von zwei ganz ähnlichen Texten sekundiert. Einer davon steht im Epheserbrief (5,22–6,9), der andere im 1. Petrusbrief (2,18–3,7). Diese drei Texte sind sich bis in einzelne Formulierungen hinein so ähnlich, dass wir eine gemeinsame Tradition annehmen müssen. Andererseits hat jeder dieser Texte auch seine Besonderheiten. So heißt es etwa im Epheserbrief an die Adresse der Männer: „Ihr Männer, liebt eure Frauen, wie auch Christus die Kirche geliebt und sich für sie hingegeben hat“ (5,25). Im ersten Petrusbrief werden die

Prozent der Bevölkerung im römischen Reich aus. Aber das Selbstbewusstsein dieser Minderheit und der missionarische Geist dieser Christen zielte von Anfang an darauf, mit seiner neuen Lebensweise anziehend zu wirken und möglichst alle zu gewinnen.

Das zeigt sich überdeutlich an einem geradezu tollkühnen Satz des Paulus, der im Galaterbrief steht. Mit der Taufe, sagt Paulus zunächst, ist man in Christus hineingetaucht, wie man in eine Tunika hineinschlüpft (3,27). Und die Folge dieses Hineinkommens in Christus formuliert er anschließend mit dem ungeheuren Satz: „Dann gibt es nicht mehr Juden und Griechen, nicht mehr Sklaven und Freie, nicht mehr männlich und weiblich, denn ihr alle seid einer in Christus Jesus“ (3,28).

Paulus nennt hier drei Paare und drei grundlegende Differenzen inner-

des Paulus vollständig auf. Als nächstes Paar folgt die grundlegende *soziale Differenz*: Sklaven und Freie. Sie bestimmte, wie wir schon gesehen haben, in der gesamten antiken Welt die Gesellschaft ebenso wie die Wirtschaft. Mit dem dritten Paar kommen wir zur *grundlegenden Geschlechterdifferenz*: Männlich und weiblich. Sie stellte in der Antike insbesondere die Frauen politisch und gesellschaftlich ins Abseits. Was soll es nun heißen, dass diese Differenz in Christus nicht mehr gegeben sein soll? Will Paulus hier die von Gott geschaffene Zweiheit der Geschlechter leugnen oder irgendwie für aufgehoben erklären? Sicher nicht. Erst in allerneuester Zeit ist in der westlichen Welt eine Geistesverwirrung ausgebrochen, die von Gender faselt und für die Verbreitung dieses Unsinns sogar teure Lehrstühle einrichtet. Ich vermute, dass wir dafür noch schwer büßen müssen.

Gilbert Keith Chesterton (1874 - 1936): „Es gibt immer wieder eine Sorte Mensch, die nichts anderes sieht als den Flecken auf dem Teppich, so dass sie nicht einmal den Teppich sehen kann.“

Georg Wilhelm Friedrich Hegel (1770-1831): Hegels Philosophie erhebt den Anspruch, die gesamte Wirklichkeit in der Vielfalt ihrer Erscheinungsformen einschließlich ihrer geschichtlichen Entwicklung zusammenhängend, systematisch und definitiv zu deuten. „Im Kind vollendet sich die Liebe der Eltern und wird ihnen als Person anschaulich. Die Eltern sehen im Kind ihre Relation an, im Kind wissen sich die Eltern als in einem Bewusstsein als Eins.“



Hausklaven ermahnt, nicht nur den guten und freundlichen Herren zu gehorchen, sondern auch den verdrehten. Diese Weisung wird begründet mit dem Vorbild Christi, der ja auch ungerechtes Leiden auf sich nahm (2,18–23). Solche Weisungen hören heutige Christen nicht mehr gern, aber das ist ein Fehler der Christen, nicht unserer Texte. Denn diese zeigen überdeutlich, dass in der Kirche andere Maßstäbe herrschen müssen als in der heidnischen Gesellschaft und dass der Umgang miteinander neu werden muss. Natürlich konnte die kleine Minderheit der Christen in den ersten Jahrhunderten nicht daran denken, die herrschende Ordnung umzukrempeln. Noch in der Mitte des 3. Jahrhunderts machten die Christen höchstens vier bis fünf

halb der menschlichen Gesellschaft und behauptet, dass es sie dort, wo das „einer in Christus“ gilt, nicht mehr gibt. Die erste Differenz ist die von Juden und Griechen. Das war in der jüdischen Tradition die grundlegende *kulturelle Differenz*. Die Menschheit wird in zwei große Gruppen eingeteilt: Juden und Griechen, das heißt: Juden und Nichtjuden. Dabei wird selbstverständlich angenommen, dass die ersteren den letzteren weit überlegen seien. Aber die Griechen hatten eine ganz entsprechende Einteilung der Menschheit in zwei große Gruppen: Griechen und Barbaren. Aus der Sicht der Griechen gehörten die Juden natürlich zu den verachteten Barbaren. Da sind die Vorzeichen nur umgekehrt. Diese kulturelle Differenz hebt die Taufe aus der Sicht

Was heißt es aber dann konkret, wenn Paulus behauptet, dass sowohl die grundlegenden kulturellen und sozialen Unterschiede als auch die Geschlechterdifferenz in Christus, das heißt: in der Kirche, wo man „einer in Christus ist“, nicht mehr existieren, also wohl irgendwie gleichgültig geworden sind? Weder Paulus noch die alte Kirche hat eine soziale Revolution angestrebt oder auch nur die Emanzipation von Frauen oder Sklaven, wie man sie heute versteht. Das wäre auch ganz und gar unrealistisch gewesen. Wenn Paulus im 1. Korintherbrief verlangt, dass die Frauen in den Gemeindeversammlungen schweigen sollen (1 Kor 14,34), verlangt er damit nur etwas, was in der damaligen Gesellschaft selbstverständlich war. Die frühen Christen

wären schnell in üblen Ruf gekommen, hätten sie daran rütteln wollen. Sie galten ohnehin für viele als Verderber der Gesellschaft, da konnte man nicht alle Konventionen von heute auf morgen über den Haufen werfen. Die Rücksichten, die man in der heutigen Kirche auf üble Konventionen der Gesellschaft nimmt, sind viel schlimmer als die damaligen und weniger zu entschuldigen. So ist es jedenfalls zu verstehen, dass Frauen in den frühchristlichen Gemeinden

„verdeckte Sklaverei“ jedenfalls ist ein verbreitetes und in manchen Bereichen expandierendes Phänomen. Ein Großteil der sogenannten Sexarbeiterinnen sind schlichtweg Sexsklavinnen, besonders in Deutschland.

Ist der kühne Satz des Paulus also eine leere Phrase? Nein. Er ist vielmehr das, was man heute eine Vision nennt. Meines Erachtens will Paulus sagen: Hinter der wichtigeren Beziehung zu Christus und der Kirche, die seinen Leib bildet, müssen eigentlich

genannten Differenzen in der Kirche in vieler Hinsicht auch wirklich geschehen ist, kann niemand leugnen, der die kulturgeschichtlichen Tatsachen kennt und dessen Geist nicht an der Enge leidet, die G.K. Chesterton beschrieben hat. Dass wir vom Ideal des Paulus jedoch auch heute noch weit entfernt sind, ist wohl ebenfalls offenkundig.

Wir haben an Beispielen gesehen, wie wenig der Staat mit Gesetzen vermag, wenn es um sittliche Verhältnisse wie die Ehe geht. Augustus kämpfte mit seinen Gesetzen vergeblich gegen Ehelosigkeit, Kinderlosigkeit und die hohe Scheidungsfrequenz. Die Kindesaussetzung ließ sich durch die gesetzliche Erklärung zum Mord nicht abschaffen. Auch wo es um bittere soziale Not geht, reichen staatliche Maßnahmen nicht aus. Es bleibt bei der alten Weisheit, dass das Innere der sündigen Menschen umgestaltet werden muss, wenn es um die Beziehungen der Menschen untereinander geht. Ideale wie eheliche Treue und Liebe sind in der Gesellschaft bis heute lebendig. Man hat freilich vielfach vergessen, dass es *christliche* Ideale sind, die sich letztlich nur in christlichen Gemeinschaften und in der Kirche verwirklichen lassen. Dazu ist eine lebendige Beziehung zum Herrn dieser Kirche die erste Bedingung. Nicht umsonst ist in unserem kurzen Text aus dem Kolosserbrief mehrfach davon die Rede. Gehorsam muss sein, aber „wie es sich im Herrn geziemt“, „wohlgefällig im Herrn“, „in Gottesfurcht“, „für den Herrn, nicht für Menschen“, und die Herren dürfen nie vergessen, was sie ihren Untergebenen schuldig sind, im Wissen darum, dass auch sie im Himmel einen Herrn haben, vor dem sie sich verantworten müssen. Liebe und Herzlichkeit der Menschen untereinander beginnen mit der Liebe zu Christus. Diese müssen wir in die Herzen säen und wachsen lassen. Dazu benötigen wir nicht nur liebe Mitmenschen, sondern lebendige Gemeinden und eine Kirche, die in Tat und Wahrheit die Kirche ihres Herrn ist, und keine Angst davor hat, anders zu sein als der Rest der Welt. □



Die Übersicht von Deutschland zeigt, wo die Gender Ideologie, die den Menschen ihre geschlechtliche Identität wegnimmt, um sie zu manipulieren, Fuß fassen kann.

nur die sozialen Freiheiten und Positionen hatten, die sie in ihrer Schicht, der Unter- und Mittelschicht, auch in der heidnischen Gesellschaft hatten. Eine Wirtschaft ohne Sklaven war in der Antike, wie schon gesagt, ohnehin undenkbar. Und vielleicht sollten wir einmal fragen, ob wir nicht auch unsere Sklaven haben, nur dass sie nicht mehr so heißen und teilweise in weiter Ferne von uns, in sogenannten Billiglohn-Ländern, schufteten. Die

alle kulturellen, sozialen und geschlechtlichen Differenzen zurücktreten und zweitrangig werden. Man muss sie nicht gleich abschaffen, was im Fall der Geschlechterdifferenz ohnehin nicht möglich ist; aber sie müssen gleichgültig werden, das heißt: ihre disqualifizierende und diskriminierende Wirkung verlieren. Wie und in welcher Form das geschehen soll, haben wir ja ansatzweise schon gesehen. Und dass eine Entschärfung der

[Die Quellen der Zitate und Anmerkungen liegen der Reaktions vor.]

Ursula Zöller:

Reformer und Wegbereiter in der Kirche:

André Frossard

In einem einzigen Augenblick, völlig überraschend, nicht ersehnt und durch nichts gefördert, wird André Frossard vom Atheisten zum Katholiken. Er hat – mehr aus Langweile denn aus Interesse – eine Kirche besucht während er auf einen Freund wartet, sieht dort zum ersten Mal eine Monstranz mit der in den Leib Jesu verwandelten Hostie – sichtbar nur als ein Stück weißen Brotes. Sein Blick bleibt an der brennenden zweiten Kerze von links hängen und blitzartig wird er überwältigt. Es ist, als sage jemand leise die Worte „geistliches Leben“ zu ihm, der Himmel scheint auf ihn zuzustürzen, er wird von einer Freude überwältigt, die „nichts anderes ist als der Jubel des vom Tod Erretteten.“

Frossard, der wunderbar humorvolle Journalist mit der schönen, klaren Sprache tut sich schwer, zu schildern, was ihm in diesem Augenblick geschah. Der Maler, schreibt er, dem es gegeben wäre, unbekannte Farben zu erschauen, womit sollte er sie malen?

Er erfährt in fast unerträglich hellem Licht Gott, den die Christen „unseren Vater“ nennen, als Person, als durchdringende Milde, die fähig ist, den härtesten Stein zu zerbrechen, „und was härter ist als der Stein – das menschliche Herz.“ André Frossard ist von einer Sekunde auf die andere katholisch.

Der Sohn des Mitbegründers der Kommunistischen Partei Frankreichs, Minister in mehreren Regierungen und zeitweilig Generalsekretär der kommunistischen Partei, wächst in einem Umfeld auf, das die Nichtexistenz Gottes für so selbstverständlich

hält, dass es sich nicht einmal lohnt, ihn zu leugnen. So ist, was André Frossard an jenem Julimittag 1935 in einer wenig einladenden Kapelle in Paris geschieht, ein ganz besonderes Zeugnis für unsere Zeit, in der so viele Menschen gar nicht ahnen, dass ihnen etwas fehlen könnte. Sie scheinen Gott nicht zu brauchen, haben keine Sehnsucht nach ihm.

In seinem Buch „Es gibt eine andere Welt“, dem Folgebund von „Gott existiert. Ich bin ihm begegnet“, schildert er herrlich lakonisch, wie seine Umwelt reagiert und wie er die Kirche sieht, zu der er nun plötzlich gehört: „Vom ersten Tag an erschien sie mir schön. Oft haben mich die in der Wiege Getauften mit der Miene des Eingeborenen, der die Meinung eines Ausländers über die neuesten Maßnahmen der Regierung hören möchte, gefragt, ob die Kirche den jungen Konvertiten, der ich war, nicht enttäuscht habe.“ Frossard erzählt ihnen von seiner Großmutter, über die er ebensowenig meditiert habe wie über die Kirche. Seine Großmutter sang für ihn, und das Wichtigste dabei war, auf ihren Knien zu sitzen und zu spüren, dass man von da niemals vertrieben werden konnte, auch nicht durch das Weltende, das mit dem Schlaf auf ihn zukam.

Auch die Kirche singe und es komme vor, dass sie falsch singe. Aber was wir von ihr sehen, ist doch nur das „sichtbare Segment einer ungeheuren Kugel, deren Umfang noch niemand durchmessen hat“, denn zu ihr gehören all jene, die uns vo-

rausgegangen sind zu Gott, der der Kirche die Seelen anvertraut. Von der ungeheuren Zahl „dem Lichte zugekehrter Gesichter sehen wir wie von einem Schiffsbug nur den unteren Teil, der mit uns in den Schlamm der Erde getaucht ist, und an dieses



modrige, vom Salz angefressene Stück hängen sich die Kritiker wie die Miesmuscheln. Aber das übrige, das über dem Wasser leuchtet ...“

Frossard gibt Zeugnis von diesem Leuchten und darf mit Johannes Paul II. das Interviewbuch „Fürchtet euch nicht“ schreiben. Fürchtet euch nicht – das waren die ersten Worte des Heiligen nach seiner Wahl zum Papst. Dieses so oft in der Bibel genannte Wort begleitet auch André Frossard seit seiner Bekehrung als Zwanzigjähriger bis zu seinem Tod am 2. Februar 1995 in Versailles. Es war ihm nie mehr möglich, an der Existenz Gottes zu zweifeln, auch nicht als seine beiden Kinder starben. Denn Gott existiert. Er ist ihm begegnet. □

Das Gedächtnis braucht Stabilität

Entscheidend ist die Maitrîse des Mediums:

Was Eltern gegen Internet-Gefahren tun können / Vorlesen ist der Königsweg

Was

können Eltern tun, um präventiv gegen Internet-Sucht und ihre gewaltigen Kollateralschäden vorzugehen? Es gibt für Smartphones eine Reihe von Sperrfunktionen. Solche Sperr-Apps, die von Apple, Google und anderen angeboten werden, sind auf den ersten Blick fantastisch: Sie suggerieren totale Kontrolle. Apple liefert sogar noch eine Tagesstatistik über den Handykonsum des Kindes. Der Griff zu den Sperrfunktionen ist verständlich. Aber er ist auch trügerisch. Zum einen sind diese Funktionen mit wachsenden Internet- und App-Kenntnissen der Kinder leicht zu umgehen. Es gibt sogar Internetforen wie etwa Reddit oder 4chan, auf denen Jugendliche sich beraten und Tipps zur Umgehung der Sperr-Apps austauschen. Das kann dann durchaus in der mit den Eltern vereinbarten halben Stunde geschehen. Zum anderen verlassen sich Eltern damit auf Programme und nicht mehr auf die persönliche Abmachung mit den Kindern. Damit zeigen sie den Kindern, dass sie ihnen nicht vertrauen. Und, schlimmer noch, dass totale Kontrolle ein probates Mittel ist – später vielleicht auch im Berufsleben oder gar in der Politik? – und

auch vor der Privatsphäre nicht Halt macht. Sinnvoller ist es, dass Eltern für die Kinder Alternativen finden für Freizeitbeschäftigungen. Und noch wichtiger ist, dass sie sich selber schlau machen. Eltern müssen Medienkompetenz erwerben, um mit den Kindern konkret über Apps und Spiele reden zu können. Und warum sollten sie nicht auch mal mitspielen? So fühlt das Kind sich ernst genommen und wird die Begrenzungen eher akzeptieren. Dazu raten auch etliche Medienpädagogen.

Diese Investition lohnt sich. Man bleibt im Gespräch mit den Jugendlichen. Man lernt einen Teil ihrer Welt kennen, der so natürlich Platz greifen wird wie andere Medien es im Leben des Kommunikationswesens Mensch seit der Erfindung des Buchdrucks beschleunigt getan haben. Wer in diesem medialen Bereich im Gespräch bleibt, kann auch glaubhaft vor den Gefahren warnen. Diese Gefahren sind real. Das zeigt nicht nur die Porno-Epidemie. Immer öfter wird per Mausclick oder Fingerdruck Mobbing ausgeübt, immer beunruhigender steigt die Zahl der Depressionen durch soziale Medien, immer lauter werden die Stimmen der Hirnforscher und Psychologen, die vor den Folgen des exzessiven Konsums für Denken und Fühlen warnen, Stichworte wären Verdummung, Verrohung und digitale Demenz. Übrigens nicht nur in Deutschland. In seinem Buch „Der große Wandel. Die Vernetzung der Welt von Edison bis Google“ schreibt der Amerikaner Nicholas Carr: „Unser Bewusstsein wird ausdünnen und verflachen.“

Es geht nicht darum, moderne Kommunikationsformen zu verteufeln. Es geht um ihre angemessene und nutzbringende Handhabung, um die Maitrîse des Mediums, letztlich um die Herrschaft über sich selbst.

Auch dafür ist es gut, weniger auf dem Schirm und mehr auf Papier zu lesen. Es gibt neuronale Unterschiede zwischen Buch und Schirm. Der Sprachforscher und Literaturexperte Professor Werner Bleyhl benennt einige: „Eine Reihe von Untersuchungen hat zweifelsfrei ergeben, dass Texte auf Papier mit ihrer fixen Platzierung auf der Fläche besser behalten werden als solche auf dem Bildschirm. Bildschirmlesen verlangt weniger Motorik, bewirkt dagegen trockene Augen und ermüdet rascher. Die Augenbewegungen und die Haptik sind beim Bücherlesen ausgeprägter ... Offensichtlich spielt hier die Macht des fotografischen Gedächtnisses eine Rolle. Das Gedächtnis braucht Stabilität. Und wer hat nicht die Erfahrung gemacht, dass man sich beim Nachschlagen eines Begriffes, einer Wendung in einem Buch genau an den Ort der Seite erinnert, wo das Gesuchte gestanden hat? Auf dem Bildschirm hingegen rutschen die Wörter laufend rauf und runter, oft noch hin und her. Der Hilfsgeist fotografisches Ortsgedächtnis hat wenig Chancen... Die Bedeutung des Lesens kann nicht überschätzt werden.“ Das Institut für Demoskopie Allensbach bestätigt: 51 Prozent der Deutschen gibt an, dass sie sich gedruckte Texte gut merken können. Nur 6 Prozent fällt es bei digitalen Texten leicht, den Inhalt zu behalten. Für das Gedächtnis ist also klar: Papier schlägt Schirm.

Eine weitere Zahl macht das deutlich: Jeder fünfte Viertklässler kann nicht richtig lesen. Und die Erfahrung sagt: Ein Schüler, der ab der ersten Klasse an der Playstation zockt oder mit dem Smartphone im Netz der Online-Spiele sich verfängt, liest nicht mehr, auch nicht in der zweiten oder dritten Klasse. Das hat Folgen. Nicolas Carr stellt, auch für Erwachsene, fest: Der ständige Umgang mit



den Content-Häppchen des Internets verändere auch die Hirnstruktur und schwäche die Konzentrationsfähigkeit. Man verliere die Ausdauer und die Fähigkeit, ein Buch zu lesen. Das mag nicht bei jedem User so krass enden. Aber die Änderung der neuronalen Strukturen, die Konzentrationslücken und Schlafstörungen bis hin zu Suchtsymptomen (jedes Jahr erkranken rund 20.000 Kinder an Mediensucht) sind belastbar nachweisbar. Mehr als 60 Prozent der neun- bis zehnjährigen schaffen es nicht, sich länger als dreißig Minuten ohne digitale Medien zu beschäftigen. Trotzdem werden Politiker nicht müde, eifernd nach mehr Digitalisierung in den Schulen und sogar im Kindergarten zu rufen. Sie sollten mindestens genauso viel, besser mehr Energie aufwenden, um das Lesen zu fördern. Das ist gesünder, für die Bildung nachhaltiger und eine Zukunftsfrage für die Gesellschaft.

Hinzu kommt: Technik-Entwickler und Programmierer wissen, dass die psychologischen Schwachstellen ausgenutzt werden. Spiele, Apps und Webseiten werden so konstruiert, dass das Hirn den richtigen Cocktail an Belohnungstoffen ausschüttet. Vor allem Likes und Sternchen in den sozialen Netzwerken fluten die User entsprechend mit Glückshormonen. Auch hier lässt sich sagen: Wer Bü-

cher liest, reflektiert mehr, hat mehr Abstand, lebt selbstbestimmter.

Das kann und sollte früh anfangen, am besten mit Vorlesen. Immer wieder bestätigen Erzieher: Vorlesen ist eines der Geheimnisse einer guten Eltern-Kind-Beziehung und fördert die geistige Entwicklung des Kindes. Vielfach haben Kinder, denen viel vorgelesen wurde, einen deutlichen Vorsprung vor anderen. Nach einer ersten Untersuchung der Universität Illinois, die später vielfach bestätigt wurde, wurde Kindern, die bei Schuleintritt lesen konnten, von ihren Eltern regelmäßig vorgelesen. Das muss nicht immer die Mutter sein. Wichtig ist:

- dass früh damit angefangen wird, es kann gar nicht früh genug sein, Bücher können so Begleiter durchs Leben werden.
- dass am besten immer zur gleichen Zeit und mindestens eine Viertelstunde vorgelesen wird;
- dass viele vertraute Personen aus dem familiären Umfeld (Mutter, Vater, Großeltern, ältere Geschwister) oder sozialen Umfeld (Babysitter, Betreuer) diese Gewohnheit des Lesens mittragen – und sich nicht mit dem Smartphone beschäftigen;



- dass Bücher griffbereit sind und zwar Bücher, die dem Alter und den Interessen der Kinder entsprechen. Babies und Kleinkinder bis zu drei Jahren mögen einfache Bilder und Geschichten über vertraute Dinge. Kinder im Vorschulalter bevorzugen Märchen und Erzählungen über Tiere und das tägliche, normale Leben. Kinder im Grundschulalter erfahren gern etwas über ihre Hobbies und Interessen, ältere Kinder (9 bis 12) hören gern Sagen, Detektiv- und Abenteuergeschichten. Das muss auch keine Kostenfrage sein. Auf Flohmärkten und im Netz kann man heute sehr preisgünstig gerade ältere Kinderbücher erstehen. Und für Großeltern ist es eine Gelegenheit, Kindern zu Festen mal ein Buch zu schenken, entweder mit dazugehöriger CD oder dem Angebot, es gemeinsam zu lesen.

- dass die vorgelesene Geschichte mit Leben erfüllt wird, indem man zwischendurch Fragen stellt („Was meinst Du/Ihr, passiert jetzt?“, „Was kann man da machen?“, „Schau mal, wie der angezogen ist“, etc.). Das regt die Fantasie an und fördert die sprachliche Entwicklung. Aus einer Untersuchung der staatlichen Universität New York geht hervor, dass Kinder, die beim Vorlesen einbezogen wurden, anderen Kindern, die nur passiv zuhörten, bei der Einschulung sechs bis acht Monate voraus waren.

Kinder wollen oft dieselbe Geschichte immer wieder hören. Wiederholung verbessert den Wortschatz, schult das Gedächtnis und gibt den

Grundbedürfnisse des Menschen



Schon vor 25 Jahren machte der Papst geradezu prophetisch auf die Gefahr der screen-time aufmerksam. Er sagte mit Blick auf das Fernsehen, was aber genauso und noch mehr für Smartphones gilt:

„Das Fernsehen kann das Familienleben bereichern. Es kann Familienmitglieder enger zusammenführen und ihre Solidarität mit anderen Familien und mit der Gemeinschaft insgesamt stärken. ... Das Fernsehen kann dem Familienleben auch schaden: durch Verbreitung erniedrigender Werte und Verhaltensmodelle, durch Ausstrahlung von Pornographie und drastischen Darstellungen brutaler Gewalt, durch Einprägen von sittlichem Relativismus und religiösem Skeptizismus, durch die Verbreitung falscher Lebensauffassungen, die ein Hindernis darstellen für die Verwirklichung von gegenseitiger Achtung, von Gerechtigkeit und Frieden. Selbst dann, wenn Fernsehprogramme an sich nicht moralisch anstößig sind, kann das Fernsehen trotzdem negative Auswirkungen auf die Familie haben. Es kann die Familienmitglieder in deren privater Welt isolieren, indem es sie von echten zwischenmenschlichen Beziehungen abhält.“

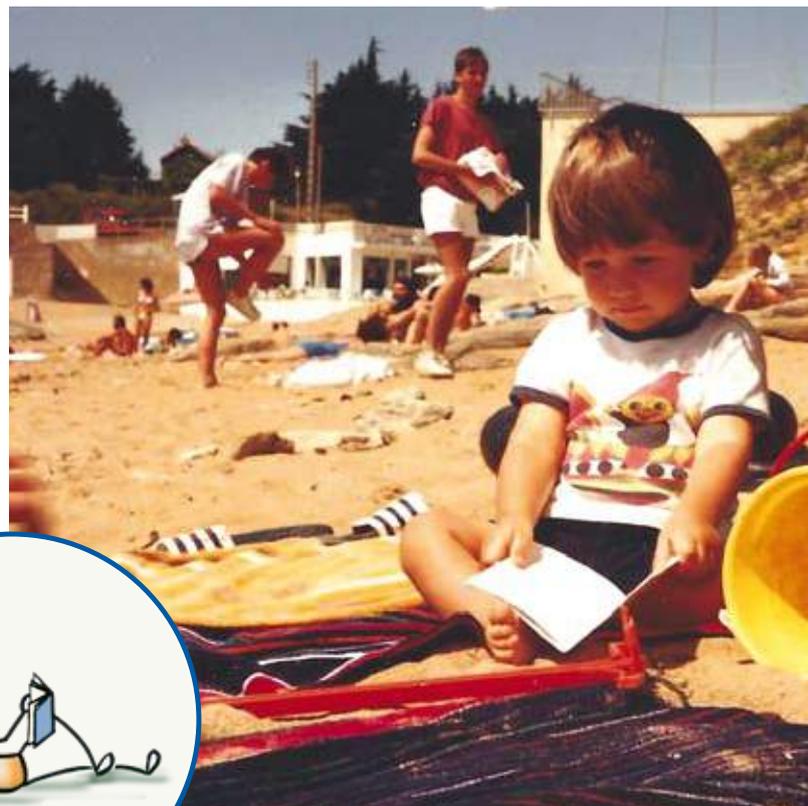
Aus: Botschaft von Johannes Paul II. zum Welttag der Sozialen Kommunikationsmittel 1994

Kindern ein Gefühl für den Aufbau einer Geschichte. Pädagogen empfehlen, dass man auch dann noch weiter vorliest, wenn das Kind schon selber gut lesen kann. Und dass man sich selber auch von dem Kind vorlesen lässt. Denn gemeinsames Lesen ist Kommunikation mit allen Sinnen: Sehen, Hören, Tasten, und für die Kleinen Kuscheln inklusive. Das gilt auch für weniger Kleine und auf jeden Fall ist das Vorlesen ein Dauer-Like, das entspannt und Geborgenheit schenkt.

Es mehren sich die Warnrufe von Lehrern, Psychologen, Kinderärzten. Jedes vierte Kind über zehn Jahren, so eine aktuelle Studie, zeige psychische Störungen. Das hat nicht nur mit der Krippenoffensive zu tun, die vor 12 Jahren einsetzte. Ihre bindungszerstörende Saat fiel auf digitalen Boden und dessen Wucherungen sind für die Reifung junger Persönlichkeiten erstickend. Aber nicht nur für die Kinder und Jugendlichen. Die wachsende Hysterieanfälligkeit und Diskursunfähigkeit

in Politik und Medien, insbesondere im Netz, das nicht mehr Hin- und Zuhören-Können, die fehlende Ausdauer, die mangelnde Aufmerksamkeit und Geduld für andere Argumente, das Ächten und Verachten anderer Meinungen, die Ausschaltung von Logik und Vernunft – all das sind nicht nur Symptome der Massenpsychologie, sondern sicher auch Folgen der Verlagerung der Kommunikation von der persönlichen Ebene in die Anonymität des Netzes. Die geistigen Abwehrkräfte gegen Formen der Manipulation nehmen erschreckend ab. Zu beobachten ist es bei der Klimahysterie, von deren Sirengesängen sich auch viele gutmeinende Katholiken betören lassen. Gegen solche Symptome einer kranken Gesellschaft hilft präventiv das Lesen. Es ist sicher kein Allheilmittel für die Gesellschaft, aber eine Spur auf dem Königsweg für präventive Erziehung. Eine andere Spur ist die Erziehung zur Innerlichkeit. Hier gilt, was Josef Pieper schon vor einem halben Jahrhundert schrieb: „Es geht nicht um eine totale Abstinenz, keine Entspannungsaskese pur, sondern um eine „Mediendiät“, um ein „Immun-Machen gegen die Massenmedien“, insbesondere das Fernsehen, „weil es einfach lebensnotwendig ist, durch eine Art von Askese den Raum der inneren Existenz

Früh krümmt sich, was eine tüchtige Leserin und ein eifriger Leser werden will ...



abzuschirmen gegen den optischen wie akustischen Lärm einer bloß fiktiven Realität – um auf solche Weise zu bewahren oder zurückzugewinnen, worin ein sinnvolles menschliches Dasein seit eh und je besteht.“ Dieses sinnvolle Dasein besteht darin, immer noch Pieper, „dass wir die Wirklichkeit, wozu Gott und die Welt und wir selber gehören, soviel als nur möglich sehen, wie sie ist, und dass wir aus der so ergriffenen Wahrheit (die ja nichts anderes ist als das Sich-zeigen von Wirklichkeit) leben und wirken.“ Auf dem Schirm sehen wir nur virtuelle Wahrheiten, Scheinwahrheiten. Sie verändern aber unsere Wahrnehmung und Kultur – und das Zusammenleben. Der Wahrheit wieder eine Bresche schlagen und zur Maitrise der Medien, damit des Zusammenlebens und des eigenen Lebens zu gelangen, das ist der Einsatz beim Kampf um die neuen Medien. Technologie ist im Prinzip neutral, aber auch immer ambivalent, sagt Eberhard Freitag, der Leiter der Beratungsstelle Return (www.return-mediensucht.de), und er zitiert den Medienforscher Neil Postman: „Die Einführung technologischer Neuigkeiten geschieht, ohne dass Kultur und Menschen darauf vorbereitet sind.“ Die spätere Anpassung aber geht oft mit Leid einher. Das kann man vermeiden. ●



Likes und Lüge – Es geht um Menschlichkeit

Der katholische Priester Alfred Sonnenfeld, ist Arzt und Professor für Anthropologie und Ethik an der Internationalen Universität La Rioja. Sein jüngstes Buch trägt den Titel „Gelassenheit“ und widmet sich der inneren Freiheit des Menschen. In einem Interview mit der Zeitung ABC nimmt er auch Stellung zu den Angriffen auf diese Freiheit durch einen übermäßigen Medienkonsum. Hier einige Aussagen:

„Durch die ständige Kontaktsuche und Netzabhängigkeit haben sie es schwer, eine normale Unterhaltung von Angesicht zu Angesicht zu führen. Das aber verhindert, daß sie eine Fähigkeit lernen, die für Beruf und Zusammenleben wesentlich ist: Empathie.“

„Es geht nicht nur um die Anerkennung, die mit mehr oder weniger vielen likes und zustimmenden Kommentaren in den sozialen Netzwerken verbunden ist. Wenn die Suche nach dieser Anerkennung in Angst vor Nicht-Anerkennung umschlägt, dann sitzt die Person in der Falle des Narzismus. Es ist Zeit, diese Diagnose zu treffen. Soziale Medien züchten Narzisten. So kann der Mensch nicht glücklich werden.“

„Wissenschaft und Technologie bewirken einen radikalen anthropologischen Wandel. Sie reduzieren den Menschen, weil er nicht mehr viel denkt. Das Nachdenken und Nachsinnen gehören zum Wesen des Menschen. Wenn er aber nur noch in

der Ablenkung und der Oberflächlichkeit, also nur noch online lebt, dann erodiert die Fähigkeit zum Denken und damit die Menschlichkeit.“

„Ich sage den Studenten und Lesern nicht, was sie zu tun haben. In meinen Vorlesungen über Führung und Leitung setze ich immer wieder den Akzent auf Einladung, Bestätigung Ermutigung und Begeisterung. Darin zeigt sich Führungsqualität. Damit lade ich zum Nachdenken ein und dazu, in die Tiefe zu gehen.“

„Um in heiterer Gelassenheit zu leben, glücklich zu sein, bedarf es aus neurologischer Sicht eines in sich stimmigen Lebens, einer Übereinstimmung des Lebens mit der Wirklichkeit. Wer in Plakaten, Visionen oder Likes lebt, der lebt in Blasen und im Selbstbetrug. Leben neben der Wirklichkeit führt zu einem Doppelleben, zu einem Leben in der Lüge. Das kann nur im Sturz des Ikarus enden. Das hat die Theologie immer gesagt. Heute gibt ihr die Neurobiologie mit zahlreichen Studien recht.“

„Die Wahrheit gehört zum Glücklichen. Ich meine aber nicht nur die kleinen Wahrheiten des Alltags. Um in Übereinstimmung mit sich selbst zu leben, muss die menschliche Person im Angesicht der Ewigkeit leben und denken. Das geht nicht, wenn man ständig auf den kleinen Schirm schaut. Die Zeit im Schirm gaukelt uns etwas vor. Die wahre Perspektive des Menschen ist die Ewigkeit.“



Freiheit, Toleranz und Liebe nur durch Jesus Christus

Teil II



URSPRUNG GUTER NORMEN

Nachdem wir festgestellt haben, dass nur eine Form der Freiheit wahrhaft frei und tolerant macht, die „Freiheit zu“, die sich zu absoluten, also über dem Individuum stehenden und diesem vorgegebenen Normen bekennt, stellt sich nun die Frage nach Ursprung und Qualität der vorgegebenen Normen. Nicht jede a priori vorgegebene Norm fördert die „Freiheit zu“. A priori vorgegebene Absolutheit ist noch kein Qualitätsmerkmal. Die Normen müssen von einem Prinzip ausgehen und dieses manifestieren, das individuelle Autonomie und gegenseitige Rücksichtnahme vereint. Die Frage nach diesem Grundprinzip führt uns daher unweigerlich zur Frage nach dem adäquaten Gottesbild bzw. angemessenen religiösen Überzeugungen. In der Vielzahl der vergangenen und noch existierenden religiösen Vorstellungen über das Wesen der Transzendenz lassen sich drei qualitativ unterschiedliche Klassen identifizieren, in die sich alle Religionen einordnen lassen. Die erste Klasse kann mit dem Begriff „Polytheismus“ umschrieben werden. Kennzeichen des Polytheismus ist die Annahme der Koexistenz einer Vielzahl von gleichberechtigten Gottheiten, die auch in Bezug auf die von ihnen vertretenen normativen Vorgaben im Widerspruch miteinander stehen können. In der germanischen Götterwelt steht z.B. der Gott Baldur für das Gute und die Gerechtigkeit, während der Gott Loki, die List und Verschlagenheit verkörpert. Das gleichberechtigte Nebeneinander von quasi-absoluten Gottheiten und zugehörigen normativen Erwartungen macht deutlich, dass polytheistische Religionen keinen Absolutheits-

anspruch, weder in ihren Gottheiten noch in ihrer normativen Struktur, beinhalten. Im Prinzip steht Polytheismus für eine Negierung von Absolutheit und eine Propagierung von Relativismus. Dies zeigt sich in den für polytheistische Ansätze typischen Momenten der beliebigen Assimilierung von fremden Gottheiten. Damit sind auch Normen zeitlich veränderbar, erweiterbar und austauschbar. Zeitliche Kontinuität als wesentliches Merkmal von Absolutheit fehlt hier vollständig. Da das Individuum in dieser religiösen Vorstellungswelt seine eigenen Glaubensakzente setzen kann, werden Normen im Prinzip subjektiviert und damit relativiert. Die Vorbedingung für „Freiheit zu“ entfällt. Die Individuen dieser Glaubensrichtung praktizieren faktisch die „Freiheit von“. Obwohl oberflächlich betrachtet dieses System Toleranz zu anderen Religionen durch deren Assimilierbarkeit aufweist, schränkt sie die individuelle Freiheit einzelner, v.a. der Schwächeren, massiv ein. Es steht zu vermuten, dass die so erhaltene Toleranz letztendlich zu Gewalt führt und ihre Opfer zu beklagen haben wird. Etwas weiter gefasst, könnte man auch den modernen Atheismus als Spielart des Polytheismus auffassen. Hier werden materielle Dinge als absolute Lebensziele verfolgt, die aber jeweils individuell akzentuiert sein können. Das Spiel der freien Kräfte in diesem Wettlauf um materielle Werte erscheint in dem Maße tolerant, wie mannigfaltig das individuelle Zielstreben sich erweist. Ohne absoluten normativen Überbau als Mindestvoraussetzung besteht die Gefahr der Entgleisung und wird wahrscheinlich nach dieser Argumentationslinie langfristig zum Kampf ums Überleben gegeneinander und zum alleinigen Überleben des Stärkeren unter Inkauf-

nahme der Vernichtung bzw. Ausbeutung des Schwächeren führen.

Eine zweite Klasse von Religionen kann mit dem Begriff „Monotheismus“ umschrieben werden. Charakteristisch für diese Glaubensvorstellung ist die Vorstellung von Einem absoluten Gott und von ihm ausgehenden absolut geltenden Normen. Dies kommt in dem ersten alttestamentarisch berichteten und für das Judentum und Christentum charakteristischen Gebot „Du sollst keine anderen Götter neben mir haben“ und für den Islam im Koran durch Sure 21:22 „Wenn es in ihnen beiden [Himmel und Erde] andere Götter als Allah gäbe, gerieten sie (beide) wahrlich ins Verderben. Preis sei Allah, dem Herrn des Thrones! (Erhaben ist Er) über das, was sie (Ihm) zuschreiben“ zum Ausdruck. Die von dieser Gottheit ausgehenden normativen Glaubensregeln erheben den Anspruch, für alle Menschen, Gläubige und Nichtgläubige, zugleich zu gelten, wirken damit auf den ersten Blick intolerant. Sie stellen aber wie oben dargestellt die notwendige Voraussetzung für die „Freiheit zu“ dar. Damit bietet nur dieser normative Rahmen die Möglichkeit, die individuelle Freiheit des einzelnen mit der Respektierung der Freiheit des anderen zu vereinen. Nächstenliebe und Selbstliebe transzendieren so vom Gegensatz zur Vereinbarkeit. Durch die selbstlose Anerkennung von Normen befreit man sich selbst zusammen mit dem anderen ohne Anwendung von Gewalt. Monotheismus liefert als einzige Glaubensrichtung die Vorbedingungen zur wahren Freiheit.

Einschränkend muss man an dieser Stelle jedoch sagen, dass die Anerkennung eines absoluten normativen Systems an sich zwar eine notwendige, aber noch keine hinreichende



Bedingung für die Entfaltung von Autonomie unter Rücksichtnahme auf den Anderen darstellt. Von zentraler Bedeutung sind natürlich die in den Normen formulierten Inhalte. Welches monotheistische Gottesbild fördert Normen, die die Wahrung der Autonomie des Einzelnen unter vollkommener, gewaltloser Akzeptanz des Rechtes der Freiheit des anderen als zentralen Aspekt thematisieren? Viele monotheistische Religionen verstehen unter dem Prinzip der „Wahrung der Autonomie des Einzelnen unter vollkommener, gewaltloser Akzeptanz des Rechtes der Freiheit des anderen“ die Nächstenliebe. Sie formulieren diese Nächstenliebe als ein zentrales Ziel ihres Glaubens und führen diesen Aspekt in seiner Absolutheit begründet auf ihre Gottesvorstellung zurück. Weil der absolute Gott seine Liebe den Geschöpfen erweist, wird die Liebe für alle Geschöpfe zur Norm. Im Wollen und Handeln des monotheistischen Gottes erfolgt die Legitimation für die Absolutheit der entsprechenden Norm. Kann aber jeder monotheistische Gott auch ein Liebender sein? Und wenn nicht, welche monotheistische Gottesvorstellung vertritt denn nun den „liebenden“ Gott und hat den dadurch legitimierten Absolutheitsanspruch auf die Nächstenliebe?

DER EINZIG LIEBENDE GOTT

Innerhalb der monotheistischen Religionen findet sich ein Hauptunterschied zwischen den Gottesvorstellungen in der Tatsache, ob ein monopersonaler Gott, wie z.B. Ahura Mazda oder ein mehrpersonaler Gott, wie z.B. die Trinität – ein Gott in drei Personen: Vater, Sohn und Hl. Geist, angebetet

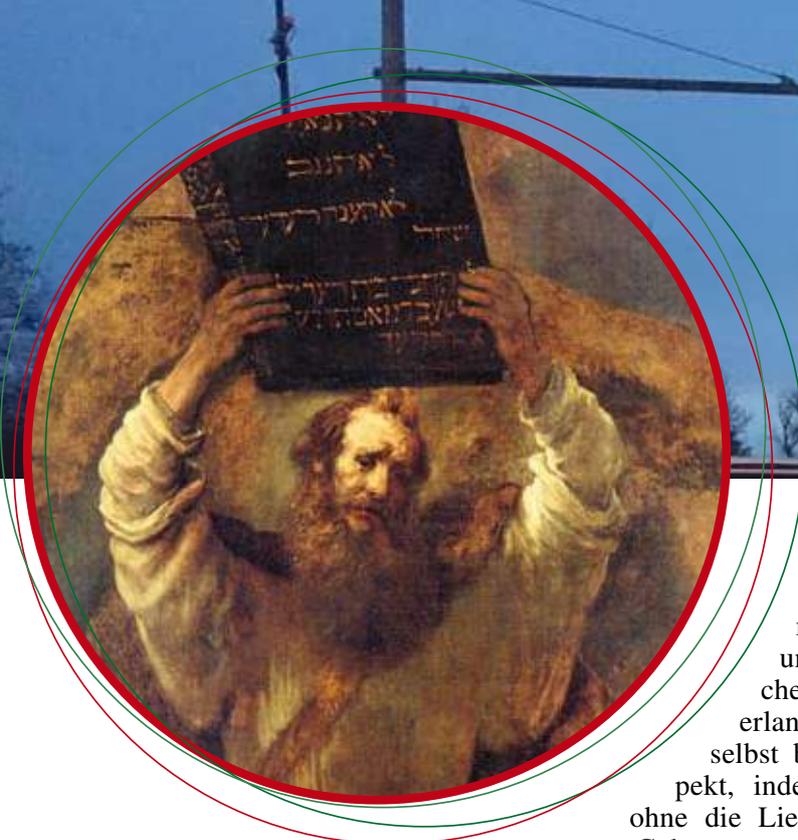
wird. Letztere Variante ist bisher nur aus dem Christentum bekannt.

Wenden wir uns zunächst der monopersonalen Gottesvorstellung zu. Kann dieser Gott ein Liebender sein? Liebe ist ein relationales Konstrukt, d.h. sie entfaltet sich ausschließlich in einer Beziehung zwischen einem autonomen Individuum und einem anderen (potentiell) autonomen Gegenüber. Wenn der monopersonale Gott lieben will, braucht es einen Anderen, z.B. den Menschen. Wenn dieser Gott aber einen anderen braucht, in diesem Fall ein Geschöpf, denn einen anderen Gott gibt es ja im monotheistischen Glauben nicht, dann benötigt er zur Entfaltung einer Eigenschaft ein Geschöpf. Er ist damit in dieser Hinsicht abhängig von einem Geschöpf, um eine Eigenschaft ausdrücken zu können. Wenn er aber abhängig von einem Geschöpf ist, dann ist er nicht allmächtig und verdient damit nicht mehr das Attribut „göttlich“. Der monopersonale Gott kann also entweder ein Liebender sein, dann ist er aber nicht Gott, oder er kann Gott sein, dann ist er aber kein Liebender. Ein liebender monotheistischer und monopersonaler Gott ist damit ein Ding der Unmöglichkeit.

Wie sieht es nun mit dem mehrpersonalen, monotheistischen Gott aus? In dieser, momentan nur in der christlichen Religion verwirklichten Vorstellung, liebt der Vater den Sohn (und umgekehrt) und diese Liebe ist sogar eine eigene Person, der Hl. Geist. Gott kann damit in diesem Glaubenssystem die Eigenschaft „Liebe“ entfalten, ohne dabei von einem Geschöpf abhängig zu sein. Er

Die Verblendung, nicht sehen zu wollen, was nicht sein darf, beruft sich zu Unrecht auf Gebote Gottes. Diese Haltung haben zur Zeit Jesu Pharisäer und Schriftgelehrte praktiziert, um sein Wort „Der Sabbat ist für den Menschen da“ auf den Kopf zu stellen und Jesus als Sohn Gottes zu diskreditieren. So geschah es auch in der Heilung des Blinden an einem Sabbat am Teich Shiloa. Als der blind Gewesene zu den Pharisäern gebracht wurde, sagten sie: „Dieser Mensch (Jesus) kann nicht von Gott sein, weil er den Sabbat nicht hält.“ Und um den Fall schließlich zu „bereinigen“, wurde der Blinde am Ende aus der Synagoge, d.h. aus der jüdischen Gemeinschaft, ausgeschlossen.

behält damit seine Unabhängigkeit, bleibt damit Gott und kann zugleich lieben. Der mehrpersonale, in der existierenden Variante der Dreifaltigkeit, ist damit der einzige Gott in allen monotheistischen Religionen weltweit, vergangene wie aktuelle, der ein Gott der Liebe sein kann. Wer daher die Liebe als Kernelement der Toleranz für sich als Lebensmaxime wählen möchte und seine Legitimation als a priori und absolut gegeben ansehen möchte, kann dies nur durch Glauben an eine monotheistische (hier ist die Absolutheit begründet), mehrpersonale (hier ist die Liebe begründet) Gottheit erreichen. Wer an etwas anderes oder gar nicht glaubt, setzt sich der Gefahr der Intoleranz



Mose ist der Gesetzgeber nicht nur der Juden. Das Zehntafelgesetz mit seinen grundlegenden Normen gilt auch für die Christen und ist damit eine wichtige Rechtsgrundlage der abendländischen Kultur.

(durch Fehlen absoluter Normen) und Lieblosigkeit (durch falsche Normen) aus.

Nochmals deutlich formuliert: Wer explizit oder implizit (!) auf dem Hintergrund eines mehrpersonalen Ein-Gott-Glaubens, die von diesem ausströmenden Normen als absolut gültig anerkennend befolgt und deren Befolgung von anderen ebenso erwartet, ist allein in der Lage, potentiell tolerant zu sein und den Nächsten in höchster Vollendung zu lieben.

ÜBER DAS RICHTIGE EINHALTEN UND EINFORDERN VON NORMEN

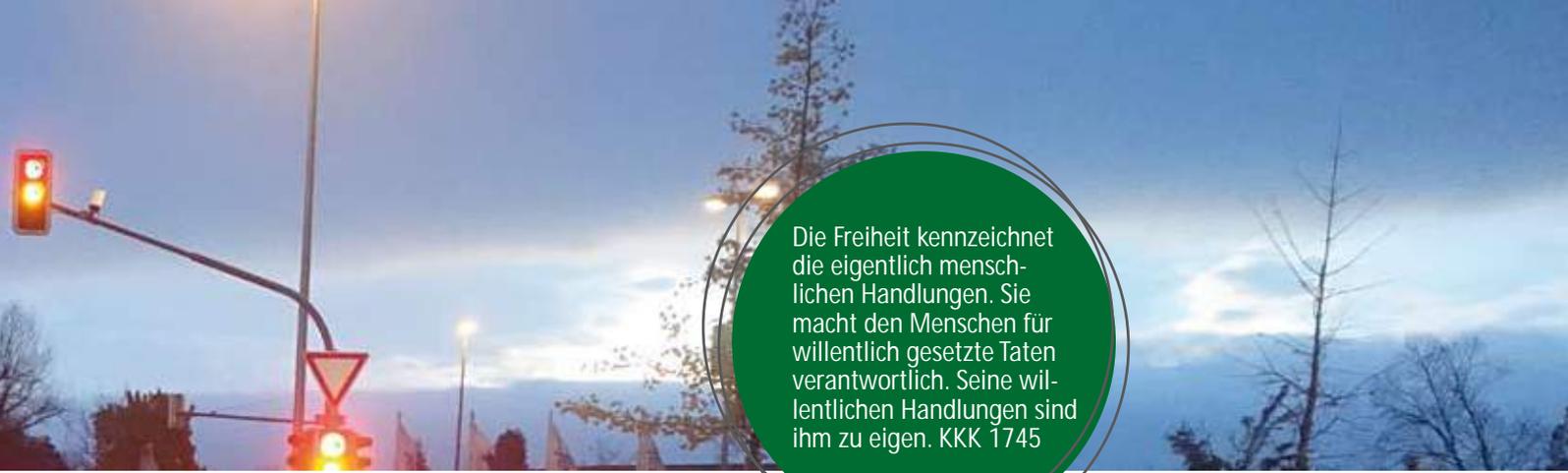
Auch wenn die Normen ausgehend vom mehrpersonalen Ein-Gott-Glauben inhaltlich die Ausgestaltung der Nächstenliebe vorbahnen, muss man betonen, dass das bloße Einhalten und Einfordern von Normen keinen Automatismus enthält, der in die gelebte Nächstenliebe mündet. Die Nächstenliebe im zwischenmenschlichen Austausch erreicht man vielmehr, indem eine bestimmte Qualität der Identifikati-

on mit dem normativen System und seiner göttlichen Personifikation erlangt wird. Paulus selbst betont diesen Aspekt, indem er sagt, dass ohne die Liebe das Einhalten von Geboten wertlos wird. Es geht also bei der Verwirklichung der Nächstenliebe um die liebende (!) Identifikation mit den guten Normen. Diese liebende Identifikation erfolgt optimalerweise durch Nachahmung des göttlichen Handelns im irdischen Leben, was umso besser funktioniert, wenn diese Gottheit selbst in das Irdische eingetreten ist. Die Nachahmung Christi gilt hier daher als prototypisches Beispiel. Die zentralen Meilensteine sind (1) das Annehmen des Anderen, wie er ist, (2) die Vergebung der Normübertretung, wenn dieser mich verletzt hat und (3) die Bereitschaft, sich selbst zu opfern, damit der andere leben kann. Diese Handlungsmaximen werden durch das Leben und die Lehre Jesu Christi vorgestaltet und geben damit eine Art Metanorm vor, die im Folgenden anhand des Beispiels der Verkehrsregeln erläutert werden soll. Wie geht man also in dieser Metapher durch liebende Identifikation mit den vorgegebenen Normen um, um die vollkommene Liebe sichtbar werden zu lassen?

Der wahrhaft Liebende glaubt an die Gültigkeit von Normen und fordert diese für sich selbst ein, auch wenn dies ihm Unannehmlichkeiten und kurzfristige Gefühle von Lustentzug bereitet. Er sieht die Normen als Möglichkeit, seine Autonomie zu entfalten und dabei gleichzeitig dem anderen zu dienen, ihm ein Leben – gekennzeichnet durch konfligierende Situatio-

nen – zu gewähren. Dies geschieht auch dann, wenn der andere durch seine physische Konstitution oder seinen Status nicht in der Lage ist, sein Lebensrecht, ausgedrückt in der Einhaltung der Normen, durchzusetzen. Die Verkehrsregeln gelten für Starke und Schwache gleichermaßen und helfen dem einen sich zu beschränken und dem anderen zu seinem Recht. Der sich liebend mit den Normen Identifizierende fordert die Einhaltung der Verkehrsregeln nicht mit Gewalt ein, sondern ist geduldig und bereit zu verzichten oder gar lieber selber Schaden zu nehmen und dies zu verzeihen, als Normen gewaltsam durchzusetzen. Wenn der Liebende über eine grüne Ampel fährt, erwartet er zwar, dass der Querverkehr die rote Ampel auf seiner Seite beachtet, er vermeidet aber einen Zusammenstoß, falls der a-

ndere seine rote Ampel missachtet bzw. verzeiht, wenn es zu einem fremdverschuldeten Unfall kommt. Der Liebende trägt die Schuld des anderen mit, ohne aber die Gültigkeit der Normen in Frage zu stellen. In diesem Sinne nimmt der Liebende den anderen so an, wie er ist, auch mit seinen Fehlhaltungen. Diese Annahme äußert sich in der Bereitschaft zum Verzeihen. Wichtig bleibt aber, dass er auf die zukünftige Einhaltung der Norm besteht, gerade auch um den anderen oder Dritte vor potentiellem Schaden zu bewahren. Es wird also der Akt der Normübertretung benannt, ohne aber den Übertreter zu verurteilen. Man handelt nach der Maxime „Urteilt nicht ...“ und weiß „wer nicht glaubt, ist schon gerichtet“. Der Nichtglaubende richtet sich ja quasi selbst. Der Liebende soll sich also gemäß dieser Haltung nicht in einen unverletzbaren Panzer setzen



Die Freiheit kennzeichnet die eigentlich menschlichen Handlungen. Sie macht den Menschen für willentlich gesetzte Taten verantwortlich. Seine willentlichen Handlungen sind ihm zu eigen. KKK 1745

und dem Gegenüber damit deutlich machen, dass an ihm die Normübertretung scheitert, sondern, dass der Übertreter eines Tages an sich selbst scheitern wird. Interessanter wird die Situation, wenn der Liebende für einen schwächeren Anderen die Verantwortung trägt. In diesem Fall darf er sogar die Norm übertreten, falls diese Übertretung der Liebe zum Anderen, für den er Verantwortung trägt, dient und er dem Mitverkehr nicht schadet. Normen verlieren in diesem Fall nur scheinbar ihren Absolutheitscharakter. Vielmehr werden sie in eine Hierarchie der Liebe eingebettet, die ihre absolute Gültigkeit noch unterstreicht. Dies lässt sich folgendermaßen erklären:

Das sture – quasi pharisäische – Einhalten von Normen kann in manchen Fällen der Liebe widersprechen. Man muss sie geradezu brechen, um liebevoll zu sein. Man muss eine rote Ampel überfahren, um einen Schwerverletzten rechtzeitig zu einem Arzt bringen zu können. Aber dies würde bedeuten, dass es Ausnahmen von der Regel gibt, ihre Absolutheit damit in Frage gestellt wird. Dies bedeutet faktisch ein Praktizieren der „Freiheit von“, was wiederum Intoleranz und lieblosen Egoismus nach sich zieht. Aber auch dieses Dilemma lässt sich ganz einfach lösen. Das Ziel jeder Norm ist es, die Selbstentfaltung des Handelnden ohne Einschränkung des Anderen zu gewährleisten. Man kann die Norm daher übertreten ohne gleichzeitig ihre Absolutheit zu negieren, indem man selbst bereit ist, die Konsequenzen der Übertretung zu tragen. Damit erfüllt man das Ziel der Norm, obwohl man sie nicht erfüllt. Dies ist der Fall, wenn man bereit ist, sogar den eigenen Tod und nur den eigenen Tod in Kauf zu nehmen, um das

Leben eines anderen zu schützen. In der Kreuzsymbolik kommt dies zum Ausdruck. Dies soll an einem Beispiel verdeutlicht werden.

Stellen wir uns vor, ein Kind müsse dringend zum Arzt und Zeit spielt eine zentrale Rolle bei der Rettung seines Lebens. In einem solchen Fall ist man verpflichtet, schnellstmöglich den Arzt zu erreichen. Rote Ampeln würden dabei zu sehr aufhalten, daher muss man sie missachten. Dabei würde man das Leben des Gegenverkehrs gefährden, also Leben gegen Leben setzen. Dies ist aber vermeidbar, wenn man die Übertretung so durchführt, dass bei Gegenverkehr man nur selbst zu Schaden kommt. Würde man mit einem Motorrad vorausfahren und die Kreuzung quasi bei Rot damit austesten, würden alle negativen Konsequenzen der Normübertretung nur einen selbst treffen. Dadurch gefährdet man niemand anderen und rettet das Leben des Kindes. Dies wäre eine liebende Normübertretung, die gleichzeitig die Norm erfüllt, da sie niemanden Unbeteiligten gefährdet und das Kind rettet. Das entspricht exakt der Kernfunktion der Norm und ihrer Erfüllung. Der Einsatz des eigenen Lebens erfüllt alle Normen auch, wenn man sie oberflächlich betrachtet überschreitet. Die Normen werden damit über ihre reinen Inhalte hinaus in ein großes Ganzes integriert. „Liebe Gott und liebe Deinen Nächsten, darin ist das ganze Gesetz und die Propheten enthalten“. Das Gesetz ist in keinsten Weise aufgehoben, sondern in vollendeter Form erfüllt. Normen können so nicht für lieblose Unterdrückung missbraucht werden und gleichzeitig bestärkt opferbereite Liebe immer die Normen in ihrer Kernsubstanz. Zur Freiheit von dem Gesetz hat uns der Glaube berufen, sagt Paulus und er ergänzt, dass wir

diese Freiheit aber nicht als Vorwand für das Fleisch nehmen sollen. Damit fasst er die Beziehung des Individuums zur Norm in prägnanter Weise zusammen: Freiheit durch Glaube, d.h. Nachfolge von Jesus, der uns genau dies vorgelebt hat. Würde das Beharren auf der Norm dem anderen schaden, weil er nicht schnell genug zum Arzt kommen würde, dann würde man die eigentliche Norm übertreten. Wie Paulus deutlich macht „Hätte ich die Liebe nicht, wäre alles vergeblich“. Es geht also eigentlich immer um die Beziehung, die das Individuum zur Norm einnimmt und damit um die Frage: Mache ich die Norm zu meinem Instrument der Interessensvertretung oder bin ich das hingebungsbereite Werkzeug der Norm? Im ersten Fall wird die Norm eigentlich relativiert und ihrer Absolutheit beraubt, während im zweiten Fall die Norm erst wahrhaft als über einem selbst stehend und damit als absolut gegeben behandelt wird. Liebe, Norm und Toleranz bilden damit mit dem Glauben an die Dreifaltigkeit in der Vorbildhaftigkeit Gottes selbst eine unzertrennbare Einheit. Die Definition von Absolutheit bekommt hier ihre Prägung. Was Gott tut ist gut und normativ, und wird in Jesus sichtbar.

Das war die kurze Geschichte des Christentums und seiner Beziehung zur Liebe. Das Handeln Gottes bestimmt, was uns als absolut zu gelten hat und uns frei, tolerant und liebend macht. Der Weg ist der Glaube an Normen, die Bereitschaft zum liebenden Kreuztragen und das Wissen, dass uns das Freiheit, Freude und Glück in der Gemeinschaft mit allen und für alle bringt.

Nimmt man einen Bestandteil dieser Kette heraus, bleiben Teilaspekte und damit die Liebe eine Illusion. ●

Einladung zum 20. Kongress: „Freude am Glauben“ „Wer glaubt, überwindet die Angst“ 12. – 14. Juni 2020 Ingolstadt

Schirmherr: Prof. Dr. Werner Münch, Ministerpräsident a. D



Freitag
12.06.2020

13:30 Uhr

Pontifikalamt zur Eröffnung

Franziskanerbasilika Mariä Himmelfahrt
Zelebrent:
S. Exz. Bischof Gregor Maria Hanke OSB
musikalische Gestaltung: Dr. Franz Hauk

Berthold Pelster „Kirche in Not“

„Vergesst eure Märtyrer nicht –
zur weltweiten Christenverfolgung“

17:25 Uhr

16:00 Uhr

Prof. Dr. Hubert Gindert

Eröffnung des Kongresses
Durch das Hauptprogramm führt:
RA Roger Zörb

Marienandacht mit Marienweihe

St. Moritzkirche, mit Hymnos Akathistos und
Predigt von P. Dr. Lorenz Gadiant

20:15 Uhr

16:25 Uhr

Prof. Dr. Werner Münch Ministerpräsident a.D.

Grußwort und Laudatio

Morgenlob im Stadttheater

Missionarfamilie unserer lieben Frau

09:00 Uhr

16:55 Uhr

Prof. Dr. Werner Münch Ministerpräsident a.D.

„Wachsende Sehnsucht nach Klarheit in
Kirche und Gesellschaft“

Dipl. info., Dipl. pol. Jürgen Liminski

„Rückkehr des verlorenen Vaters –
Hingabe, Aufgabe und Herausforderungen
für die Väter von heute“

09:30 Uhr

18:00 Uhr

P. Dr. Johannes Nebel, FSO

„Das Sakrament der Sündenvergebung und die
Zukunft des Christentums“

Dipl. Psych. OStD a.D. Josef Kraus

„Gesellschaft in Zeiten von Ersatzreligionen –
nach Sozialismus, Globalismus, Genderismus
nun ein radikaler Öko-Populismus“

10:45 Uhr

Samstag
13.06.2020

08:30 Uhr

Hochamt

St. Moritz: Levitiertes Amt in der außerordentl.
Form des römischen Ritus; Zelebration, Predigt und
Choral: Priesterbruderschaft St. Petrus FSSP

Schlusswort: **Prof. Dr. Hubert Gindert**

11:30 Uhr

10:15 Uhr

Hedwig von Beverfoerde,
Aktionsbündnis für Ehe und Familie – DEMO für alle
„Handeln, um unsere Kinder zu schützen“

Pontifikalamt zum Abschluss

Franziskanerbasilika Mariä Himmelfahrt
Zelebrent:
S. Exz. Abt Dr. Maximilian Heim OCist,
Heiligenkreuz
musikalische Gestaltung: Chorgemeinschaft
Lechain, Leitung Michael Denk

14:00 Uhr

11:30 Uhr

Prinz Dr. Asfa Wossen-Asperate
„Quo vadis Africa – Wirtschaft und Migration“

Rahmenprogramm:

- **Eucharistische Anbetung und Beichtgelegenheit**
- **Gesprächsmöglichkeit mit Referenten**
- **Präsentation von Organisationen und Initiativen an den Infoständen**

14:00 Uhr

Prof. Dr. Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz
„Diversität einmal anders:
Zum allgemeinen Priestertum der Frau“

Wir freuen uns über Ihre Teilnahme! Ihr Forum Deutscher Katholiken

Zusätzliche Programmhefte, Plakate A4/A3:
E-Mail: werbung@forum-deutscher-katholiken.de;
Anmeldung: Forum Deutscher Katholiken e.V.,
Postfach 11 16, 86912 Kaufering; oder online
unter www.forum-deutscher-katholiken.de

15:30 Uhr

„Würde des Menschen und Lebensschutz von der Zeugung bis zum natürlichen Tod“

Podiumsgespräch
Moderation: **Rudolf Gehrig** EWTN
Teilnehmer:
Hartmut Steeb, Bundesverband Lebensrecht
Manuela Steiner, ProLife Europe
Walter Ramm, Aktion Leben e.V.
Wilma Hollemann, Hospizbewegung



WORKSHOPPROGRAMM

Sonntag
14.06.2020



Heute können wir Ihnen das Programm unseres Kongresses „Freude am Glauben“ 2020 mit Themen, Referenten und Zeitablauf vorstellen (Anhang).

Wir jammern nicht über Krisen und Verwirrung in Kirche und Gesellschaft. Wir greifen die Herausforderungen, mit denen wir konfrontiert sind, auf. Werfen wir einen Blick auf die Themeninhalte!

Die Unsicherheit und die allgemeine Verwirrung macht die „wachsende Sehnsucht nach Klarheit in Kirche und Gesellschaft“ verständlich.

Ohne persönliche Umkehr werden Debatten, Konferenzen und Synodale Prozesse die religiöse Situation in unserem Land nicht verbessern. Der kürzeste Weg zu einem Neuanfang ist die Rückkehr zum verlorenen Bußsakrament.

Im Bestreben „Kinderrechte“ im Grundgesetz zu verankern, geht es im Kern darum, die Eltern zu entmachten, um den Zugriff auf die Kinder zu erreichen. „Der Schutz des Primärrechtes der Eltern auf Erziehung ihrer Kinder ist nicht verhandelbar“ (Benedikt XVI.).

Wie Immigration, d.h. Zuwanderung nach Europa befriedigend gelöst werden kann, wird davon abhängen, ob es gelingt, den Menschen in ihren Heimatländern Beschäftigungsmöglichkeiten und so eine Perspektive zu geben. Das ist die menschlichste, effektivste und billigste Form einer Entwicklungshilfe.

Die Erinnerung an das allgemeine Priestertum öffnet wieder den Blick auf die Aufgaben und Entwicklungsmöglichkeiten, die Gott beiden Geschlechtern gegeben hat.

Der verengte Blick betrifft nicht nur die Frau. Die Forderung nach „Rückkehr des verlorenen Vaters“ unterstreicht das deutlich.

Wie wir, eher zu wenig, in den Medien erfahren, gibt es weltweit nicht nur Diskriminierung von Christen, sondern Verfolgung bis aufs Blut. Wir dürfen dazu nicht schweigen!

Nachdem die alten Ideologien abgewirtschaftet haben, suchen die Menschen einer gottfernen Welt nach neuen Ersatzreligionen. Eine davon ist der Ökopolitismus unserer Tage.

Ökologie ist für manche das Zauberwort zur Lösung der Probleme geworden. Dass aber nicht nur die Umwelt von Tieren, Pflanzen, Luft und Wasser, sondern auch der Mensch von der Zeugung bis zu seinem natürlichen Tod gefährdet ist und wir auch eine Ökologie für den Menschen brauchen, kommt vielfach zu kurz.

Das gedruckte Programm wird den Mitgliedern des „Forums Deutscher Katholiken“ und den Freunden des Kongresses „Freude am Glauben“ im Januar 2020 zugeschickt.

in herzlicher Verbundenheit,
Ihr Hubert Gindert

Dringender Spendenaufruf

Wir dürfen Ihnen nicht verschweigen, dass die in den letzten Monaten eingegangenen Spenden nur noch für wenige Monate ausreichen.

Wir bitten Sie, uns nicht im Stich zu lassen, damit wir Ihnen den „Fels“ weiterhin Monat für Monat, zuschicken können.



Liebe Leser,

Die Redaktion des „Fels“ bekommt immer wieder Briefe, die Wertschätzung und Anerkennung für einzelne Artikel, auch für die Generallinie der Zeitschrift zum Ausdruck bringen. Darüber freuen wir uns natürlich sehr. Deswegen möchten wir auch gerne fortfahren, mit und an der Arbeit für den „Fels“, wenn Sie uns weiterhin ausreichend finanziell unterstützen.

Herzlichst Ihre Fels-Redaktion

Bankverbindungen

Deutschland: VR-Bank Landsberg-Ammersee eG: Der Fels e.V.

IBAN: DE46 7009 1600 0005 1475 22 BIC: GENODEF1DSS

Postbank München: Der Fels e.V. IBAN: DE59 7001 0080 0903 1668 09 BIC: PBNKDEFF

Österreich: Landeshypothekenbank Salzburg, Fels e.V., IBAN: AT72 5500 0000 0249 3378 BIC: SLHYAT2S

Schweiz: Post Finance: Der Fels e.V., IBAN: CH80 0900 0000 6037 7132 6 BIC: POFICHBEXXX

Stimmt die Zielrichtung?

Im „Synodalen Prozess“, der im Dezember 2019 begonnen hat, beschäftigt sich die Arbeitskreise mit Sexualmoral, priesterlicher Lebensform (Zölibat), Frauen in Diensten und Ämtern in der Kirche, Gewalt, Partizipation und Gewaltenteilung. Sind das Themen der Kirche Jesu? Haben sie mit Glaubensvertiefung und Neuevangelisierung zu tun, die Papst Franziskus in seinem Brief an das „Pilgernde Volk in Deutschland“ angemahnt hat? Sind es Themen, welche die Kirche aus ihrer tiefen Krise herausführen?

Konzentrieren wir uns auf die Themen „Macht, Partizipation und Gewaltenteilung“. Diese spielen in der Politik und in der Gesellschaft eine herausragende Rolle. Aber in der Kirche? In der Kirche geht es um Dienst! „Machtausübung“ ist ihr wesensfremd. Das Wort und Beispiel Jesu sagt es überdeutlich. So heißt es bei Matthäus:

„Ihr wisst, dass die Herrscher die Völker knechten und dass die Großen sie ihre Macht fühlen lassen. Nicht so soll es unter euch sein. Viel mehr, wer unter euch der Erste sein will, sei euer Diener“ (Mt 20, 26-28).

Lukas schreibt im 22. Kapitel:

„Die Könige der Völker herrschen über sie und ihre Gewalthaber lassen sich Wohltäter nennen. Ihr aber nicht so! Sondern der Größte unter euch soll wie der Jüngste sein, der Gebieter wie der Dienende“ (Lk 22, 25-26).

Im Johannesevangelium leuchtet das Beispiel Jesu auf:

„Jesus erhob sich vom Mahl, legte sein Obergewand ab und umgürtete sich damit. Dann goss er Wasser in ein Becken und schickte sich an, seinen Jüngern die Füße zu waschen,“ (Joh 13, 4-5).

Um einem Missverständnis vorzubeugen: Jesus wählt aus der Jüngerschar die 12 Apostel aus und gibt ihnen Vollmacht. Das wird deutlich als er nach der Auferstehung den Aposteln im Abendmahlsaal erscheint und ihnen die Vollmacht zur Sündenvergebung gibt.

Schon in der Jerusalemer Urgemeinde und in den von Paulus gegründeten Gemeinden war es notwendig, Verhältnisse zu regeln und zu korrigieren.

Es gab in der Kirchengeschichte auch Machtmissbrauch, aber ebenso

Auf dem Prüfstand

die Erinnerung an den Dienstcharakter der übertragenen Macht. Das geschieht manchmal mit drastischen Worten, wie z.B. bei Katharina von Siena. Sie mahnte Bischöfe und den Papst ihren Dienstaufgaben nachzukommen. Was ihr aber nicht über die Lippen kam, waren Worte wie Machtumverteilung, Gewaltenteilung oder Partizipation an der Macht.

Wo Machtmissbrauch bei Bischöfen, Pfarrern oder auch bei Laien im kirchlichen Dienst vorkommt, ist Dienstcharakter statt „Machtausübung“ einzufordern. Das ist nicht nur möglich, sondern sogar gefordert!

Das Vorhaben des „Synodalen Weges“, mit „Macht- und Gewaltenteilung“ den Dienstcharakter der Kirche zu ändern, evtl. auch, um dem Ziel des Frauenpriestertums näher zu kommen, widerspricht dem Wesen einer dienenden Kirche. *Hubert Gindert*

„An den eigentlichen Problemen vorbei“

Der Brief der zehn Generalvikare von Trier, Berlin, Essen, Hamburg, Hildesheim, Limburg, Magdeburg, Münster, Osnabrück und Speyer vom 21.10.2019 an Erzbischof Kardinal Marx und an den ZdK-Präsidenten Prof. Dr. Sternberg, soll die Synodalen bestärken, den von der Bischofskonferenz am 25. September 2019 beschlossenen Fahrplan ohne Wenn und Aber weiterzugehen.

Die Generalvikare sehen ihr Schreiben „Als Ermutigung für den eingeschlagenen Synodalen Weg“. Sie „unterstützen ausdrücklich die Haltung unserer Bischöfe, die sich ... für den Synodalen Weg ausgesprochen haben ... wir begrüßen und unterstützen ... den Synodalen Weg, seine Themen und seine Zielsetzungen mit Nachdruck“.

Die Generalvikare sind überzeugt, „dass uns Gottes Wille zu deutlichen Schritten der Veränderung ermutigt“. Sie appellieren an alle Mitwirkenden und Beteiligten des Synodalen Weges ... an alle verantwortlichen und engagierten Gläubigen, diesen Geist (Gottes) nicht voreilig einzugrenzen“. – Woher nehmen die Generalvikare die Sicherheit, dass Gottes Geist auf seiten derer ist, die „neue Wege“ für unsere Kirche gehen wollen. Stehen die Forderungen für diesen neuen Weg im Einklang mit dem Wort und Beispiel Jesu und mit der Lehre der Kirche? Rudolf Voderholzer hat dem am 25. September beschlossenen Synodalen Weg attestiert, „dass die wahren Probleme nicht angegangen werden“. Das ZdK fordert beispielsweise Frauen den Zugang zu allen kirchlichen Ämtern zu gewähren, den Pflichtzölibat abzuschaffen, in der kirchlichen Sexualmoral die vielfältigen Lebensformen und Lebenswirklichkeiten positiv anzuerkennen, Entscheidungskompetenz für alle Getauften auf allen Ebenen der Kirche zu verwirklichen.

Die Generalvikare appellieren, denen, die „neue Wege“ gehen wollen, eine „lautere Motivation und einen ehrlichen Glauben zu unterstellen“ und auf „Unterstellung – oder gar den Vorwurf mangelnder ‚Rechtgläubigkeit‘ zu verzichten“. Hier wird versucht, einen Schutzschirm aufzubauen, wenn bei „deutlichen Schritten der Veränderung“ Glaubensinhalte auf dem Spiel stehen. Diese können nicht wegdialogisiert werden, sondern erfordern geistige Auseinandersetzung, Beurteilung und Abgrenzung. Es geht um die Wahrheit! Relativismus verbietet sich, auch wenn er im Gewand von „Pluralität“ und „Diversität“ und als „offene Vielfalt“ daherkommt.

Die Generalvikare haben recht, wenn sie sagen, im „Weiter so-Modus werden wir unserem Auftrag nicht mehr gerecht werden können“. Dieser jahrzehntelang praktizierte Modus ist schon bisher dem „Auftrag“ nicht gerecht geworden. Das Ergebnis dieser pastoralen Praxis sehen wir in der Massenabkehr der Gläubigen von der Kirche (2018: 220.000), in der geringen Teilnahme an der sonntäglichen Eucharistiefeier (2018: 9,8%), in der katastrophalen Unwissenheit der Katholiken über Glaubensinhalte nach neun Jahren Religionsunterricht. Diese Phänomene haben wir seit langem, nicht erst seit Bekanntwerden der se-

xuellen Missbrauchsfälle. Wenn sich die Herde auflöst und zerstreut wird, sollten sich die Hauptverantwortlichen der Kirche fragen, ob sie die Ursachen dafür nicht gekannt und was sie dagegen unternommen haben. Sie sollten sich auch fragen, ob sie „die gesellschaftlichen Entwicklungen“ mit den Forderungen Jesu und dem Glauben der Kirche konfrontiert haben. Die Gläubigen können zum Beispiel von den Bischöfen, die ihre Stimme für den Umweltschutz erheben, verlangen, dass sie auch und zuerst, die Ökologie für die Menschen einfordern. Auch Menschen sind bedroht, z.B. in der Embryonenforschung, durch die pränatale Diagnostik, durch die Massenabtreibung, durch die aktive Sterbehilfe, durch den Menschenhandel, um die Bordelle zu füllen und durch die Leihmutterchaft. Das Schweigen der Bischöfe, Priester und verantwortlichen Laien zu Fragen, bei denen die Gläubigen zurecht eine Orientierung von der Kirche erwarten, führt zu der fatalen Meinung, dass die Kirche mit dem realen Leben nichts zu tun hat. Dann braucht man sie auch nicht mehr. Daraus resultiert die Abwanderung aus der Kirche und schließlich von Gott. Hier liegen Probleme, mit denen sich der Synodale Weg beschäftigen sollte. Glaubensvertiefung und den Primat der Neuevangelisierung hat Papst Franziskus in seinem Schreiben an das „pilgernde Volk Gottes in Deutschland“ angemahnt. Manche Gläubigen kennen nämlich das Evangelium nicht mehr. Das Wort des Papstes war klar und verständlich. Aber man wollte es nicht verstehen!

Hubert Gindert

„Kinderrechte“ in das Grundgesetz

Am 20. November wird jeweils an das Übereinkommen der Vereinten Nationen über die Rechte der Kinder erinnert. Dieses Thema greift auch die Augsburger Allgemeine Zeitung (AZ) vom 20.11.2019 auf. Sie weist auf die Rechte der Kinder hin. Sie sollen „gefördert und geschützt werden“. Es heißt: Dass „Kinder gleich behandelt werden und nicht wegen ihres Geschlechts, ihrer Religion oder Herkunft benachteiligt werden dürfen. Dass sie ein Recht auf ein gewaltfreies Aufwachsen und auf Bildung haben“ und weiter „obwohl die

Kinderrechte noch nicht im Grundgesetz stehen, haben Kinder jetzt schon Rechte. Schließlich gilt das Grundgesetz für alle, ob jung oder alt, groß oder klein“. Die Artikelschreiberin Lea Thies meint: „Die Kinderrechte sollten extra hervorgehoben werden ... die Politiker sollten endlich ihre Hausaufgaben machen und die Kinderrechte im wichtigsten deutschen Gesetz verankern.“

Obwohl die Verfasserin sagt: „Im Vergleich zu vielen anderen Ländern, geht es Kindern in Deutschland recht gut“, fordert sie energisch Kinderrechte im Grundgesetz. Verräterisch an diesem Artikel ist, dass kein Wort über die erziehungsberechtigten Eltern im AZ-Artikel vorkommt. Zu den Rechten gehören auch Pflichten. Davon ist nicht die Rede.

Die katholische Kirche spricht von beiden. Sie erinnert an das vierte Gebot und „ruft den erwachsenen Kindern die Pflichten gegenüber den Eltern in Erinnerung. In Alter, in Krankheit, Einsamkeit oder Not sollen sie ihnen so gut sie können, materiell und moralisch beistehen ... (KKK, Ziff. 2218) Die Kindesliebe begünstigt die Harmonie des ganzen Familienlebens; ... sie beeinflusst auch die Beziehungen zwischen den Geschwistern“ (KKK, Ziff. 2219).

Die Kirche spricht von den elterlichen Pflichten, die sich auf die „sittliche Erziehung und die geistliche Bildung“ der Kinder erstrecken soll. „Die Erziehung durch die Eltern ist so entscheidend, dass sie dort, wo sie fehlt, kaum zu ersetzen ist. (GE3) Das Grundrecht und die Grundpflicht der Eltern, ihre Kinder zu erziehen, sind unveräußerlich“ (KKK, Ziff. 2221).

Benedikt XVI. nennt drei Prinzipien, die für die Kirche „nicht verhandelbar sind“ und die für die katholischen Politiker im Bereich des politischen und öffentlichen Lebens als Richtschnur zu gelten haben, nämlich

- der Schutz des Lebens in all seinen Formen vom Anfang bis zum Ende
- die Anerkennung und Förderung der natürlichen Struktur der Familie
- der Schutz des Primärrechtes der Eltern auf Erziehung ihrer Kinder (Tagespost 2.5.19).

Letzteres ist angesichts des geplanten Gesetzesvorhabens der Bundesregierung von besonderer Aktualität. Nach der Lehre der katholischen

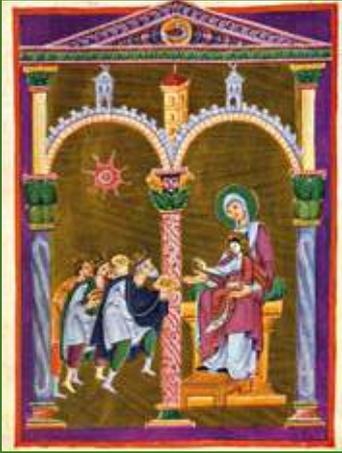
Kirche, heißt es: „Die Eltern sind die Erstverantwortlichen für die Erziehung ihrer Kinder. In erster Linie erfüllen sie diese Verantwortung, indem sie ein Zuhause schaffen, wo Zärtlichkeit, Vergebung, gegenseitige Achtung, Treue und selbstlose Dienstbereitschaft herrschen“ (KKK, Ziff. 2223). Das Zuhause ist die „natürliche Umgebung, in der die Kinder zur Solidarität und zu gemeinsamer Verantwortung angeleitet werden sollen (KKK, Ziff. 2224). ...Durch die Gnade des Ehesakramentes haben die Eltern die Pflicht und das Vorrecht erhalten ihre Kinder zu evangelisieren. Sie sollen als die ersten Glaubensboten ihre Kinder möglichst früh in die Mysterien des Glaubens einführen und in das kirchliche Leben mit einbeziehen“ (KKK, Ziff. 2225).

Dass die Befürworter von Kinderrechten im Grundgesetz von diesen Pflichten der Eltern nicht sprechen, ist in einer gott- und kirchenfernen Gesellschaft nicht weiter verwunderlich. Ihnen geht es eher um den Zugriff auf Kinder und um die „Lufthoheit über den Kinderbetten“, damit die Kinder nach ihren Vorstellungen funktionieren. Angesichts der Auflösungserrscheinungen unserer Gesellschaft und der Demontage der Familie ist das ein katastrophaler Irrweg. Insofern ist es für alle wachen Katholiken ein Gebot der Stunde, Initiativen, wie die von Frau von Beverfoerde „Hände weg vom Grundgesetz-Kinderrechte (im Grundgesetz) sind gefährlich!“ zu unterstützen.

Hubert Gindert

Fotonachweise: 3 Miniaturen d. frühen Mittelalters, Iris Verlag, 1952; Abb. XII; 4 Evangeliar, faksimile ‚codex aureus epternacensis, Eos Verlag, 1985 S. 14; 5, 14, 24 Archiv; 6 www.koelner-dom.de/fileadmin/_processed_/7/6/csm_schrein_0465d652f0.png; 7 Privat; 8-9 FDK; 11 Archiv, Possessiv 90; 12 (re), 24 J. Bowker: das illustrierte Bibel Handbuch, Dorling Kindersley, 1998, S. 440, S. 56; (li) D. Redig de Campos: Die Kunstschätze des Vatikans, Architektur, Plastik, Malerei; Dt. Bücherbund Stgt., 1974; Abb 288; 13 (re) Lebensalltag im alten Griechenland, Weltbild Verlag, 1996, S. 93; (li) commons.wikimedia-Von Odyssees; 15 commons.wikimedia-Von Jakob Schlesinger - anagoria; 17 immagini.servizivocetempo.it/media/foto; 20-21 J. Liminski; 23 Ich rufe dich bei deinem Namen, Infozentrum Berufe der Kirche, 1983, S. 30; **Quelle S. 32:** Ursula Pruß in H. Moll Martyrologium „Zeugen für Christus“ I S. 145 - 149

Titelbildbeschreibung



Hl. Drei Könige

Das Bild stammt aus dem frühmittelalterlichen Evangeliar Ottos III. (980 – 1002) und wurde um 1000 n.Chr. auf der Bodenseeinsel Reichenau gemalt. Gezeigt wird ein Gebäude, das ganz von Licht erfüllt ist (Goldgrund). Es hat die Architektur eines antiken Palastes. Die Säulen tragen Kapitelle mit Akanthusblättern. Bei der linken und rechten Säule sind die Akanthusblätter geschlossen, bei der mittleren geöffnet. Mit der Epiphanie ist die Natur erwacht. Im Tympanon ist ein Medaillon mit einem Schwan, Zeichen von Liebe und Treue. Die Zahl drei spielt hier eine besondere Rolle: drei Könige, drei untere Säulen, drei Türmchen darüber. Die Hl. Drei Könige gehen von links nach rechts auf Maria mit dem Kind zu und bringen ihre Gaben. Besonders ihre Köpfe, aber auch die Farben ihrer Gewänder individualisieren sie. So verraten ihre Bärte, dass der erste König auch der älteste ist. Die gebückte Haltung der Könige kontrastiert zur Haltung von Maria und Kind, welche in der rechten Hälfte aufrecht sitzen. Maria zeigt sich als sedes sapientiae auf einem altarartigen Thron. Ihre Füße stehen auf einem Schemel, der sich wohl speziell auf Ps 99,5 bezieht: Erhebt den Herrn, unsern Gott, und fallt nieder vor dem Schemel seiner Füße. Dieser Schemel ist auch kunstgeschichtlich interessant, da hier unzeitgemäß die Perspektive versucht wird. Während Maria ihre rechte Hand ausgestreckt hat, um die Gäste willkommen zu heißen und die Gaben in Empfang zu nehmen, segnet der Jesusknabe die Gold, Weihrauch und Myrrhe bringenden Gäste. Ein nettes Detail ist die Art, wie die Könige ihre Gaben darbringen: Der letzte König streckt sein Geschenk, die Myrrhe, so weit vor, dass diese schon zwischen den Köpfen der beiden anderen Könige zu sehen ist. *Alois Epple*

Bücher/ Veranstaltung

Maria verehren im Sinne des Zweiten Vatikanischen Konzils und der Päpste; Verlag Schnell&Steiner, Regensburg 2019, 48 S., ISBN978-3-7954-3380-2 5,- Euro

Das Institutum Marianum, eine Gründung des großen Regensburger Marienverehrsers Bischof Rudolf Graber, hat sich lt. Satzung der „Pflege der marianischen Frömmigkeit“ verpflichtet und dient ihr, in dem „geeignete Schriften“ herausgegeben werden. Der Vorsitzende des Institutes Prof. Dr. Josef Kreiml, Rektor der Phil.-Theol. Hochschule in St. Pölten, hat eine neue Reihe von Schriften begonnen, die in besonderer Weise der Marienverehrung dienen sollen. Der Verlag Schnell und Steiner hat diese Reihe ins Verlagsprogramm aufgenommen und die Schrift in einem ansprechenden Layout aufgelegt. Inhaltlich befasst sich die Schrift mit der am Glauben der Kirche orientierten Marienverehrung. Ausgehend von den Konzilsaussagen des Vaticanum II (Maria im Geheimnis Christi und der Kirche) geht er auf die Aussagen der Päpste Paul VI., Johannes Paul II., Benedikt XVI. und Franziskus ein. Im Anhang finden sich Hinweise auf wichtige Literatur. Neun ganzseitige Marienbilder aus dem Bayerischen Raum laden zur Betrachtung ein. Eine ansprechende und informative Schrift!

Gerhard Stumpf

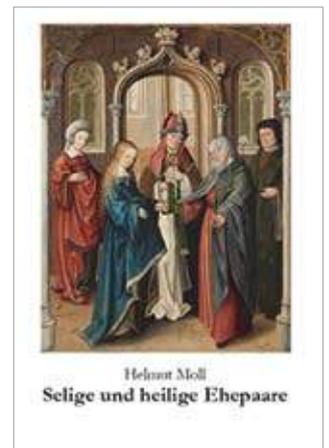


Helmut Moll: Selige und heilige Ehepaare; Mit einem Vorwort von Christoph Kardinal Schönborn, Augsburg 2. Aufl. 2017, ISBN 978-3-940879-48-6 48, Seiten, 4,50 Euro

Den Päpsten seit Johannes Paul II. liegt es am Herzen, auf Heilige aus dem Alltag und gerade auch auf Ehepaare aufmerksam zu machen. Prälat Helmut Moll, Verfasser des umfangreichen deutschen Martyrologiums der Neuzeit, hat sich dieser Aufgabe gestellt und ein schmales Bändchen heiliger Paare aus allen Epochen der Kirchengeschichte zusammengetragen.

Christoph Kardinal Schönborn weist in dem Vorwort darauf hin, dass heutige Paare sowie sich auf die Ehe vorbereitende Menschen in unserer Gegenwart authentische Vorbilder ‚in guten wie in bösen Tagen‘ brauchen können.

Gerhard Stumpf



Gebetsmeinung des Hl. Vaters im Januar 2020

Wir beten dafür, dass Christen, Angehörige anderer Religionen und alle Menschen guten Willens sich für Frieden und Gerechtigkeit in der Welt einsetzen.

„Maria Mutter der Kirche“ Gebetsstätte Marienfried

EINKEHRTAGE „Die letzten Tage im Leben Jesu“



Rektor
Georg A. Oblinger
Fr., 3. April, 18.00 Uhr bis
So., 5. April 2020, 13.00 Uhr



Veranstaltungen

Ein Wasser mit besonderer Note aus Maria Vesperbild

Am Vorabend des Festes der heiligen „Drei Könige“ wird das „Dreikönigswasser“ geweiht. Dieses besondere Weihwasser wird in der Wallfahrtskirche, am 5. Januar, um 18:40 Uhr vor der Vorabendmesse geweiht. Am Sonntag werden in jeder hl. Messe auch Weihrauch, Salz und Kreide geweiht. Als kleine Besonderheit gibt es am Schriftenstand auch kleine Päckchen, wo neben Weihrauch und Kreide auch eine spezielle Weihrauchkohle enthalten ist. So kann jeder die Segnung seiner Wohnung oder seines Hauses auch mit duftendem Weihrauch selber vollziehen.

Durch das Gebet der Kirche vermitteln die geweihten Gegenstände den Segen und Schutz Gottes.

Bischof Voderholzer kommt nach Maria Vesperbild

Maria Vesperbild freut sich ganz besonders, dass außer Pfingsten und Mariä Himmelfahrt noch einmal ein Bischof die „schwäbische Hauptstadt Mariens“ besucht.

Es ist der sehr bekannte und beliebte Bischof Dr. Rudolf Voderholzer aus Regensburg. An Dreikönig wird er um 10.15 Uhr ein feierliches Pontifikalamt mit Predigt in der Wallfahrtskirche feiern, wozu alle Gläubigen aus nah und fern herzlich eingeladen sind. Obwohl Bischof Voderholzer ein hochgelehrter Theologe ist und Universitätsprofessor war, versteht er es, die Dinge mit einfachen Worten glasklar auf den Punkt zu bringen. Er scheut sich auch nicht, unbequeme Wahrheiten anzusprechen und gegen den Strom zu schwimmen.

Weil Bischof Voderholzer ein großer Krippenfreund ist, schaffte es Wallfahrtsdirektor Msgr. Reichart, ihn in der Weihnachtszeit in das „schwäbische Krippenparadies“ zu locken.

Wallfahrtsdirektion Maria Vesperbild



Schellenbacher Str. 4 • 86473 Ziemetshausen • 0 82 84 / 80 38 • Fax 0 82 84 / 83 58
Internet: www.maria-vesperbild.de • E-Mail: maria-vesperbild@bistum-augsburg.de

TAGE DER GLAUBENSFREUNDE

„Denn ich schäme mich des Evangeliums nicht“ (Römer 1,16)



mit Pfr. Albert Franck

Di., 21.01., 18.00 Uhr - Fr. 24.01.2020, 13.00 Uhr

Anmeldung: mail@marienfried.de, 07302-9227-0
Abendprogramm ab 19.00 Uhr ohne Anmeldung und freier Eintritt !

Gebetsstätte
Marienfried

Anschriften der Autoren dieses Heftes

- Diakon Raymund Fobes
Zillenweg 8, 85051 Ingolstadt
- Jürgen Liminski
Neckarstr. 13, 53757 St. Augustin
- Markus A. Maier, Professor für
Psychologie, LMU München
Liebfrauenstr. 3, 54290 Trier
- Rektor Georg Alois Oblinger
Marienfriedstr. 62, 89284 Pfaffenhofen
- Prof. Dr. Marius Reiser
Tanusstr.30, 55262 Ingelheim
- Pastoralreferent Alfons Zimmer
Am Füllort 3c, 44805 Bochum
- Ursula Zöllner
Karlstr. 3, 63793 Aschaffenburg

DER FELS - Katholische Monatsschrift. Gegründet 1970 von Pater Gerhard Hermes SAC

Verlag: Der Fels-Verein e.V.

Herausgeber: Der Fels-Verein e.V.

Verantwortlicher Redakteur: Prof. Dr. Hubert Gindert

Redaktion: Eichendorffstr. 17, D-86916 Kaufering, Tel.: 08191/966744, Fax: 08191/966743,

E-Mail: Redaktion: Hubert.Gindert@der-fels.de Bestellung: Renate.Gindert@der-fels.de

Verlagsleitung: ebendort, Grafik und Layout: Renate Gindert, Bernau;

Druck: Mayer & Söhne, Druck und Mediengruppe GmbH, 86551 Aichach

DER FELS erscheint monatlich im Umfang von 32 Seiten.

Bestellung: An den Fels-Verein e.V., Postfach 1116, D-86912 Kaufering

Einzahlung Deutschland: Konto Fels e.V.:

VR-Bank Landsberg-Ammersee eG: Der Fels e.V. KontoNr.: 5147522, BLZ: 700 916 00

IBAN: DE46 7009 1600 0005 1475 22 BIC: GENODEF1DSS

Postbank München: Der Fels e.V. KontoNr.: 903 166 809, BLZ: 700 100 80

IBAN: DE59 7001 0080 0903 1668 09 BIC: PBNKDEFF

Österreich: Bestellungen wie oben, Landeshypothekenbank Salzburg, Fels e.V.,

KontoNr.: 2 493 378, BLZ: 55 000 IBAN: AT72 5500 0000 0249 3378 BIC: SLHYAT2S

Schweiz: Bestellungen wie oben, Post Finance: Der Fels e.V. Nr.: 60-377 132-6

IBAN: CH80 0900 0000 6037 7132 6 BIC: POFICHBEXXX

Für übrige EU-Länder: Bestellungen wie oben, Der Fels e.V.

IBAN: DE46 7009 1600 0005 1475 22 BIC: GENODEF1DSS

Pfarrer Willimsky: „Hütet Euch vor diesem Neuheidentum!“

In jeder geschichtlichen Epoche gab es einen Ungeist der Zeit, der die Menschen verwirrt und die Kirche bekämpft hat. So war es auch in der Zeit des Nationalsozialismus von 1933 bis 1945. Aber damals erkannten die Kirchenleitung, fast alle Priester und viele Laien die Gefahr und stellten sich ihr mutig entgegen. Zu diesen mutigen Priestern gehörte auch Pfarrer Albert Willimsky im damaligen Bistum Berlin. Er ist am 28.12.1890 in Oberschlesien geboren. Während des Theologiestudiums in Breslau wurde er zum Sanitätsdienst in den Ersten Weltkrieg eingezogen, so dass er erst 1919 zum Priester geweiht werden konnte. Seine ersten Kaplansjahre in Schlesien verliefen ruhig. In den dreißiger Jahren wurde er als Pfarrer in weit verzweigte Diaspora-Gemeinden in Vorpommern versetzt. Dort leistete er eine vorbildliche Aufbauarbeit, bis 1933 die Nationalsozialisten die Macht übernahmen. In Vorträgen und Predigten zeigte er, dass der Nationalsozialismus eine grundsätzlich neue und falsche Lehre ist, die unserer christlichen Kultur diametral entgegengesetzt sei. In dieser neuen Lehre hätten die Zehn Gebote und die Sieben Sakramente der katholischen Kirche keinen Platz. Vor allem in Alfred Rosenbergs Buch „Mythus des 20. Jahrhunderts“ wurde eine deutsch-germanische Weltan-

schauung propagiert. Deshalb warnte Pfarrer Willimsky: „Hütet Euch vor diesem Neuheidentum!“ Vor allem der Kölner Kardinal Schulte richtete eine „Überwachungsstelle“ ein, die die pseudo-heroischen Strömungen der Nationalsozialisten in Deutschland beobachten und Gegenschriften herstellen sollte. Das hat diese Stelle unter der Leitung von Pfarrer Joseph Teusch und mit Unterstützung des Bonner Theologieprofessors Wilhelm Neuß auch getan. Die Pfarrer und die katholische Jugend haben diese Gegenschriften millionenfach verbreitet, zumal Papst Pius XI. Rosenbergs völlig unwissenschaftliches Pamphlet am 7. Februar 1934 auf den „Index der für Katholiken verbotenen Bücher“ setzen ließ. Pfarrer Willimsky war an diesen Aktionen gegen Hitlers Rassenlehre eifrig beteiligt, was der Geheimen Staatspolizei aber nicht lange verborgen blieb. Am 4.4.1935 musste Willimsky seinen Dienstort Friesack innerhalb von 24 Stunden verlassen. An seinem neuen Dienstort erwartete ihn schon ein Strafverfahren wegen

Vergehens gegen das Reichsflaggen-gesetz. Er hatte wie die meisten anderen Pfarrer an NS-Feiertagen die Hakenkreuzfahne nicht hissen lassen. Es folgten viele Polizeiverhöre und nächtlicher Telefonterror gegen den

Pfarrer und schließlich auch Gefängnis-aufenthalte. Bei einer Gerichts-verhandlung ging das Gericht tatsächlich zu Gunsten des Pfarrers davon aus, dass dieser in seiner „einseitigen katholischen Ein-stellung befangen sei und daher den gesunden und vernünftigen Blick für die Maßnahmen der Reichsregierung



nicht mehr aufbringen könne.“ Als er später wieder die NS-Propaganda als Lügen bezeichnete, wurde er wieder einmal haftet und schließlich in das KZ Sachsenhausen eingeliefert, wo er dann am 22. Februar 1940 an den Folgen der grausamen Haftbedingungen starb.

Die Priester der NS-Zeit haben trotz großer Gefahren am katholischen Glauben festgehalten. Möge ihre Glaubensstreue gerade heute als Vorbild dienen.

Eduard Werner